

GRAPHISCHE PRESSE

ORGAN FÜR DIE INTERESSEN DER LITHOGRAPHEN, STEINDRUCKER, CHEMIGRAPHEN, PHOTOGRAPHEN, LICHT-UND KUPFERDRUCKER, FORMSTECHEP, TAPETEN-U. WACHSTUCHDRUCKER U. VERW. BERUFE.

Abonnement. Die Graphische Presse erscheint wöchentlich Freilag. Abonnementspreis: 1 Mk. Inkl. Zustellung pro Quartal. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 3573.) Für die Länder des Weltpostvereins 1,25 Mk.

Redaktion: Paul Barthel, Berlin N 24, Ebnasserstr. 86-88 III. Verlag: Otto Sillier, Berlin N 24. Telefon: Amt Norden, 4268. Druck u. Expedition: Conrad Müller, Scheuchitz, Angustastr. 8. Redaktionsschluß: Montag.

Insertion. Für die vierspaltige Pettzelle oder deren Raum 30 Pfg., bei Wiederholungen Rabatt. Für Vereinstätigkeiten sowie Verbandsanzeigen 15 Pfg. pro Zeile. Beilagen nach Übereinkunft.

Inhalt.

Hauptteil: Bekanntmachungen. Ein Wort zum Abschied. Rundschau: Die Arbeit als Segensquelle, II. Heilt den Arbeitelosen! — Allgemeines: Ausgelernt! Die Notwendigkeit der Anwendung photographischer Verfahren im Flachdruck. Die oberste Instanz, X. Ortsberichte: Zittau. — Der Lithograph: Ein vergessenes Verfahren. — Die photograph. Fächer: Nach der Kampagne, II. — Die Tapetenbranche: Aus den Sektionen: Coswig I. S., Lüneburg. — Feuilleton: Neues Leben: Der fossile Mensch. Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Bekanntmachungen.

Zur gefl. Beachtung!

An Stelle des als Arbeiterssekretär für Brandenburg angestellten bisherigen Vorsitzenden des Zentralausschusses Kollegen Richard Hiekmann wurde Kollege Friedrich Betne, Dresden 34, Tolkewitzstr. 88, gewählt! Alle für den Zentralausschuß bestimmte Beschrwerden und sonstige Zuschriften sind nur an obige Adresse zu richten.
Der Zentral-Ausschuß.

Lohnbewegungen im Auslande.

Frankreich. In Lyon stehen die Lithographen, Steindrucker und Chemigraphen in einer Tarifbewegung; Lyon ist somit für diese Berufe gesperrt.
Der Hauptvorstand.

Österreich. In Lemberg (Galtzien) sind die Kollegen um die Arbeitsverhältnisse zu bessern, in eine Lohnbewegung eingetreten. Zuzug ist fernzuhalten.
Verein photographischer Mitarbeiter, Wien.

Ein Wort zum Abschied.

Die vorliegende Nummer unseres Verbandsorgans ist die letzte, für die ich verantwortlich zeichne. Ich gebe damit eine Stellung auf, in der ich mit Lust und Liebe annähernd sieben Jahre tätig war. Daß meine Tätigkeit nicht ganz ergebnislos geblieben ist und daß sie bei denen, die geleistete Arbeit zu würdigen wissen, auch Anerkennung gefunden hat, beweisen mir die Zuschriften und Abschiedsworte zahlreicher Kollegen, die die Aufgabe meines Amtes bedauern und mir in meiner neuen Wirksamkeit volle Erfolge wünschen. Allen diesen Kollegen und allen Mitgliedern, die sich ihnen anschließen, sei an dieser Stelle noch für ihre wohlthuende Anteilnahme an meinem bisherigen und an meinem ferneren Wirken herzlich gedankt. Ihnen allen glaube ich auch einige erklärende Worte wegen der Aufgabe meines Amtes schuldig zu sein.

Der in der vorliegenden Nummer der »Graph. Presse« veröffentlichte Artikel eines geschätzten Mitarbeiters über die Arbeit als Segensquelle enthält folgenden schönen und wahren Satz: »Die Arbeit verlangt nicht nur äußeren Lohn, sondern auch Anerkennung und Würdigung. Wo gäbe es wohl einen Menschen, der sich nicht freut, wenn man ihm sagt, daß er ein tüchtiger Arbeiter sei und seine Sache gut gemacht habe...« Ich habe schon erwähnt, daß es meiner Arbeit an dieser die Arbeitsfreudigkeit steigenden, zur Anspannung aller Kräfte anfeuernden Anerkennung und Würdigung nicht gefehlt hat. Allerdings ist auch die Kritik nicht ausgeblieben, die jedoch ebenfalls anfeuernd und fördernd wirken kann, sofern sie auf gründlicher Sachkenntnis beruht

und in Formen gekleidet ist, die der Kollegialität und der Arbeit für eine gemeinsame große Sache entsprechen. Für jede derartige Kritik bin ich stets zugänglich und dankbar gewesen. Anders wird die Sache, wenn eine Kritik diese aufbauenden und anfeuernden Eigenschaften vermissen läßt und wenn sie in dem Kritisierten die Meinung auslöst, daß sie auf eine persönliche Herabwürdigung, auf ein durch nichts begründetes Herunterreißen angelegt war. Eine derartige Kritik kann nicht anders als verblitternd und lähmend wirken.

Auf der Stuttgarter Generalversammlung unserer Organisation hat es bei aller Anerkennung der Redaktionsführung durch die Mehrheit der Delegierten und neben der anregenden und sachlichen Aussprache über alles, was an unserm Blatt weiter ausgebaut und fortentwickelt werden könnte, auch an dieser zersetzenden und persönlich verletzenden Kritik leider nicht gefehlt. Sie beschränkte sich allerdings nur auf vereinzelte Kritiker und blieb, soweit zu beobachten war, bei der großen Mehrheit der Generalversammlungsmitglieder ohne Resonanz. Aber sie mußte doch um so schärfer treffen, als sie eine Zeit betraf, in der nicht nur 4 1/2 Tausend Verbandsmitglieder außerordentlich große Opfer zu bringen hatten, sondern in der gerade die im Vorderreffen unserer Bewegung kämpfenden Vertrauenspersonen der Kollegschaft alle ihre Kräfte bis zum äußersten anspannen mußten und angespannt haben. Gewiß, sie haben damit nichts anderes als ihre Pflicht getan. Daß sie sie gern und freudig erfüllen, bedarf keines besonderen Erwähnung; auch auf eine wohlwollende Anerkennung dieser bis an die äußerste Grenze des Möglichen versuchten Pflichterfüllung haben sie nicht gerechnet. Nichtsdestoweniger mußte manches, was in der Kritik zum Ausdruck kam, in der erwähnten Weise wirken, weil es von den Kritisierten als ungeduldfertig und unbegründet empfunden werden mußte. Das gilt auch von mehreren Bemerkungen über die Haltung der »Graph. Presse« in jener schweren Zeit.

Das von »keinerlei Sachkenntnis« getriebene Urteil eines derartigen Kritikers über den Charakter der während der Bewegung erschienenen Redaktionsartikel kann ich übergehen, da es wirklich nicht ernst zu nehmen war und auch vom Verbandstage nicht ernst genommen, sondern von verschiedenen Seiten in der gebührenden Form zurückgewiesen wurde. Viel ungeheuerlicher und empörender mußte der unerhörte Vorwurf eines anderen Kritikers wirken, ich hätte mir vom Schutzverbande des Steindruckerunternehmens Vorschriften über die Redaktionsführung machen lassen. Ein schlimmerer Vorwurf für die Redaktion eines Arbeiterblattes ist kaum denkbar und ich habe ihn in Stuttgart mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen. Obwohl sich der Verbandstag diesen Vorwurf nicht zu eigen machte, konnte eine derartige durch nichts begründete Kritik, grade weil sie absolut unbegründet war, auf den Kritisierten, der seine Pflicht im vollsten Maße getan zu haben glaubte, doch nicht ohne nachhaltige, die Freude an

einem Amte beeinträchtigende Wirkungen bleiben.

Daß diese als ungerecht und unsachlich empfundene Kritik nicht so schnell verwunden und vergessen werden konnte, dafür sorgten die Folgeerscheinungen der Stuttgarter Generalversammlung, hauptsächlich die Auseinandersetzungen über die Gehaltsregulierung. Sie mußten in den Angestellten unserer Organisation, die doch infolge ihrer früheren, für den Verband geleisteten Arbeit durch das Vertrauen der Kollegschaft in ihre schweren und verantwortungsvollen Ämter gesetzt worden sind, den Eindruck erwecken, daß man ihre Arbeit nicht würdige, daß man ihnen von verschiedenen Seiten nicht das Vertrauen entgegenbringe, das zur erfolgreichen gemeinsamen Arbeit der Kollegschaft und ihrer besoldeten Vertrauensmänner absolut notwendig ist, und das letztere von der Organisation und ihren Mitgliedern völlig abhängig seien. Dieser Eindruck mag von keinem, der in der Diskussion zu Worte kam, beabichtigt gewesen sein; jedenfalls wurde er aber bei vielen angestellten Kollegen durch die Auseinandersetzungen ausgelöst. Auch dieser Umstand trug dazu bei, die Freude an der Vertrauensstellung, die mir in unserer Organisation übertragen worden war, zu trüben.

In dieser Stimmung, die durch verschiedene andere Umstände noch verstärkt wurde, auf die einzugehen kein Anlaß vorliegt, erreichte mich der Ruf an eines der angesehensten politischen Arbeiterblätter, an die »Dresdener Volkszeitung«, wo das durch den Tod des Genossen Gustav Riem freigewordene gewerkschaftliche und sozialpolitische Ressort neu zu besetzen war. Dieser Ruf zeigte mir, daß meine für die »Graphische Presse« geleistete Arbeit anerkannt und gewürdigt worden ist über die Kreise unseres Verbandes hinaus. Ich zweifle daran, daß ich diesem Rufe gefolgt wäre; wenn er vor der Stuttgarter Generalversammlung an mich gelangt wäre, obwohl er auch mit einer wesentlichen materiellen Besserstellung verbunden ist; ich bin doch immerhin durch meine bis zu meiner Auslehre zurückreichende Arbeit in den Reihen der Kollegschaft mit unserm Vorbande so verwachsen, daß das Scheiden aus einer der verantwortlichsten Stellen in der Organisation und aus einem Wirkungskreise, in dem ich gern und freudig und mit voller Befriedigung schaffe, nicht ohne ein schmerzliches Gefühl vor sich gehen kann. Aber nach der Stuttgarter Generalversammlung und ihren Begleit- und Folgeerscheinungen fand der Ruf ein aufmerksames Ohr. Als mir dann mitgeteilt wurde, daß ich in Dresden einstimmig gewählt worden sei, entschloß ich mich, die liebgewordene, aber durch die letzte Zeit verleidete Stellung in unserer Organisation aufzugeben.

Diese erklärenden Bemerkungen glaubte ich allen meinen Freunden und allen denen, die von meinem Schritt mit Bedauern Kenntnis nahmen, schuldig zu sein. Daß ich in meiner neuen Position, in der ich für die gesamte Arbeiterschaft in dem Befreiungskampfe des Proletariats wirken und schaffen kann mit aller

Freude und mit ganzer Kraft, auch der Arbeit für unsere Berufsorganisation nicht verloren sein werde, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung; ich werde nach wie vor auch als einfaches Mitglied meine Pflicht und Schuldigkeit tun. Ich füge daran den aufrichtigen Dank für das Vertrauen, das mir wohl von der überwiegenden Mehrheit der Kollegen entgegengebracht wurde und das mir die Führung meines Amtes erleichterte, und für die rege Förderung und Mitarbeit, die mir von einer ständig steigenden Kollegenzahl zu Teil geworden ist.

Ich kann mein Abschiedswort nicht schließen, ohne des harmonischen Einvernehmens zu gedenken, in dem die Redaktion mit den übrigen Verbandsinstanzen, besonders mit dem Hauptvorstande, in der Zeit meiner Redaktionsführung gestanden hat. Es erwuchs aus der gegenseitigen Verständigung über alle wichtigen Fragen, die immer möglich war, ohne daß sich irgend jemand etwas vergab. Ich wünsche nur, daß dieses gute Einvernehmen, das unbedingt notwendig ist, wenn unser Verband gedeihen soll, auch in Zukunft fortauern möge. Möchte man das Vertrauen und die Unterstützung, die man mir aus der großen Masse der Kollegenschaft zu Teil werden ließ, auch auf meinen Nachfolger übertragen und möchte er stets die Anerkennung und Würdigung seiner Arbeit finden, die zur Erhaltung der Arbeitsfreudigkeit unbedingt notwendig ist. Unser Blatt wird den Vorteil davon haben und es wird stets sein und bleiben der unermüdete Bahnbrecher für die Ausdehnung und Vertiefung unserer Organisation.

Paul Barthel.

Rundschau.

Der Kampf um das Koalitionsrecht. Der Schutz des Koalitionsrechtes bei Vergabung von Arbeiten und Lieferungen ist vom württembergischen Landtag der Regierung zur Pflicht gemacht worden. Tagelang wurde über das Submissionswesen debattiert. Die bedenkllichsten Handwerkerwünsche wurden von den bürgerlichen Parteien unterstützt. Sogar für eine gesetzliche Regelung des Submissionswesens erklärte sich die Mehrheit des Hauses, obgleich von der Regierung und von unserer Fraktion schwerwiegende Einwände dagegen erhoben wurden. Der verlangte Gesetzentwurf wird aber noch lange auf sich warten lassen. An den Schutz des Koalitionsrechtes der Arbeiter dachte jedoch kein bürgerlicher Vertreter. Von unserer Fraktion wurde beantragt, daß in die von der Regierung erlassenen Bestimmungen über die Vergabung von Arbeiten und Lieferungen die Vorschrift aufgenommen werde: Ausgeschlossen von der Berücksichtigung sind Angebote von Unternehmern, die ihren Arbeitern und Angestellten nicht völlige Koalitionsfreiheit gewähren. Und siehe da, der Antrag fand einstimmige Annahme. »Bedenken« wegen der praktischen Durchführung wurden nur vom Finanzminister geäußert, der sich aber eine kräftige Abfuhr beim Redner unserer Fraktion holte. Der Beschluß ist von prinzipieller Bedeutung. Es dürfte der erste Fall sein, daß eine gesetzgebende Körperschaft von der Regierung verlangt, den Unternehmern, die sich um staatliche Arbeiten bewerben, strenge Respektierung des Koalitionsrechtes zur Pflicht zu machen. Auch der weitere auf sozialdemokratischen Antrag gefaßte Beschluß ist von erheblicher Bedeutung, daß bei der Zuschlagserteilung die Unternehmer, die die günstigeren Arbeitsbedingungen bieten, bevorzugt werden sollen. Hiergegen erhoben nun die Konservativen Widerspruch, alle übrigen Parteien stimmten zu. Schon bisher wiesen die von der württembergischen Regierung erlassenen Bestimmungen die Vorschrift auf, daß Betriebe mit besonders ungünstigen Arbeitsbedingungen bei Vergabung staatlicher Arbeiten auszuscheiden und daß die berücksichtigten Unternehmer an die bestehenden Tarifverträge gebunden sind. Dazu soll nun die Bevorzugung der Betriebe mit den günstigeren Arbeitsbedingungen kommen. Dem Reichstag, der demnächst den Bericht seiner Kommission über das Submissionswesen zu beraten haben wird, ist zu empfehlen, sich die Beschlüsse des württembergischen Landtags zu eigen zu machen.

Unternehmerterror. Ein drastischer Fall von Unternehmerterrorismus gegen mißliebige Arbeiter ereignete sich in Wilkau i. S. Dort streikten seit fünf Monaten die Holzarbeiter der Möbelfabrik von Krebs. Mehrere Arbeiter haben darauf verzichtet, wieder bei Krebs in Arbeit zu treten. Sie kommen also als Streikende gar nicht mehr in Betracht. Wenn einer von diesen Arbeit erhalten hat, so bietet der Unternehmer Krebs sofort alle Mittel auf, um ihn wieder außer Arbeit zu bringen. Jüngst fand einer auf einem Bergwerk Beschäftigung. Nachdem er

drei Stunden gearbeitet hatte, erklärte man ihm: »Wir sind mit Ihnen zwar sehr zufrieden und möchten Sie gern behalten, aber Herr Krebs hat uns aufgefordert, Sie sofort zu entlassen. Gehen Sie zu Krebs und sehen Sie, ob er seine Aufforderung zurücknimmt, und dann können Sie sofort weiterarbeiten.« Als der Arbeiter zu Krebs kam, sagte ihm dieser: »Und wenn Sie auf die Knie fallen, tue ich Ihnen den Willen nicht. Ich werde überhaupt dafür sorgen, daß keiner von Ihnen in Arbeit kommt, solange der Streik bei mir dauert.«

Über die Streikbrecherbehandlung in der Schweiz schreibt das »Korrespondenzblatt«: Eine Baseler Metallwarenfabrik ließ sich von einer ihrer von den deutschen Unternehmerverbänden als »renommiert« empfohlenen Berliner Streikbrecherlieferantin 20 Streikbrecher kommen. Genosse Blocher, der Baseler Polizeipräsident, ließ jedoch in dieser seiner Eigenschaft den Leumund der ehrenwerten Gäste aus Deutschland untersuchen und fand dabei, daß kein einziger der Herren im Besitz der Papiere war, die nach dem deutsch-schweizerischen Niederlassungsvertrag notwendig sind, wie Leumundzeugnisse usw. Auch erfuhr die Polizei, daß acht von diesen 20 Herren mehrfach vorbestraft seien. Jetzt mußte der Fabrikhaber den Kerlen auch gar noch zu, zu arbeiten, was sie veranlaßte, selbst zu streiken! Nun sind die schweizerischen Behörden auf Grund des deutsch-schweizerischen Niederlassungsvertrages berechtigt, sogar verpflichtet, mittellose Ausländer in die Helmat abzuschieben. Um Unruhen vorzubeugen, schien dies der Baseler Polizei zweckmäßig. Die streikenden Streikbrecher waren inzwischen auf dem Büro des Metallarbeiterverbandes angelangt und dieser gab jedem ein Billet nach Frankfurt und zudem noch etwas Reisegehalt, damit sie nur möglichst schnell fortkämen. Das Polizeidepartement war somit mit seinem Abschiebungsbeschlusse zu spät gekommen, das Gewerkschaftssekretariat arbeitete eben prompter als die staatliche Bureaokratie. Um nun den Fehler gutzumachen, ordnete der Polizeipräsident an, daß der Kasse des Metallarbeiterverbandes die Auslagen für den Abschub des Streikbrechergeineldes aus der Staatskasse zu ersetzen seien, was auch prompt geschah. Dieses korrekte Verfahren brachte die Baseler bürgerlichen Politiker in Wut und führte zu einem parlamentarischen Nachspiel in der letzten Sitzung des Baseler Kantonsparlaments, das jedoch zu einer Blamage für die Interpellanten wurde, als Genosse Blocher die Straflisten der Abgeschobenen vorlas, um die Rechtmäßigkeit dieser Maßnahme zu beweisen. Die Herren Interpellanten erklärten sich kleinlaut mit der Auskunft befriedigt. So schütz sich die Schweiz gegen das von den Ausbeutern importierte Geineld. Dafür ist sie aber auch ein Barbarenstaat, der keinen Vergleich mit unserem hochkultivierten Helmatland aushält!

Geschäftsergebnisse. Die Kunstanstalt *Mortiz Prescher Nachf. Akt.-Ges. in Leutzsch bei Leipzig* gedenkt für das abgelaufene Geschäftsjahr eine Dividende von 6½ Proz. auszuschütten gegen 8 Proz. im Vorjahre. — Die *Fabrik für Blechemballage O. F. Schäfer Nachf. A.-G. in Berlin* beschloß in ihrer Aufsichtsratssitzung für das Jahr 1913 eine Dividende von 8 Proz. zu verteilen. Der Bruttogewinn beträgt 473620 (i. V. 441827) Mk. Der Überschuß 116489 Mk. gegen 109198 Mk. bei 94123 (59745) Mk. Abschreibungen und einem Gewinnvortrag von 13234 gegen 11854 Mk. Das neue Geschäftsjahr hat, wie die Verwaltung mittelt, in jeder Beziehung einen befriedigenden Anfang genommen. — Die *Kunstdruck- und Verlagsanstalt Wezel & Naumann Aktiengesellschaft in Leipzig-Reudnitz* wird nach reinlichen Abschreibungen 4 v. H. Dividende, wie im Vorjahre, ausschütten.

Über die Rentabilität der graphischen Gewerbe erschien in der Calwerschen Wochenschrift für Kapital und Arbeit »Die Konjunktur« eine lehrreiche Zusammenstellung, nach der das vergangene Jahr einen kleinen Rückgang der Rentabilität im Vergleich zum Jahre 1912 aufwies. Das Aktienkapital von 90 einheitlich kontrollierbaren graphischen Unternehmungen zeigte im Jahre 1913 eine Verminderung von 64,5 Millionen Mark im Jahre 1912 auf 63,6 Millionen Mark. Ebenso ging die Summe der an die Aktionäre ausgeschütteten Dividende in der gleichen Periode von 4,4 auf 4,3 Millionen Mark zurück. Innerhalb der letzten fünf Jahre bewegte sich die Dividende zwischen 5,8 und 6,9 Proz. Der Reingewinnüberschuß im ganzen wies für die Jahre 1908 bis 1913 der Reihe nach folgende Unterschiede auf: 1908 = 7,2 Proz., 1909 = 8,6 Proz., 1910 = 11,1 Proz., 1911 = 10,7 Proz., 1912 = 10,9 Proz. und 1913 = 10,2 Proz.

Der neunte Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands wird von der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands nach München einberufen. Er wird voraussichtlich vom Montag, den 22. Juni bis 27. Juni 1914 tagen. Als Tagesordnung ist vorläufig vorgesehen: 1. Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten. 2. Rechenschaftsbericht der Generalkommission. 3. Beratung der Anträge, betreffend: a) Allgemeine Agitation, b) Agitation unter den fremdsprachigen Arbeitern, c) Streikunterstützung und Streikstatistik, d) Arbeiterinnen-Sekretariat, e) Correspondenzblatt, f) Sozialpolitische Abteilung, g) Central-Arbeitersekretariat, h) Regelung der Grenzstreitigkeiten. 4. Die »Volksfürsorge«.

5. Die Handhabung des Reichsvereinigungsgesetzes. 6. Arbeitswilligenschutz und Unternehmerterrorismus. 7. Arbeitslosenfürsorge. 8. Die gesetzliche Regelung der Tarifverträge. 9. Der Einfluß der Lebensmittelerhöhung auf die wirtschaftliche Lage der Arbeiterklasse. 10. Beratung der nicht unter den vorstehenden Punkten erledigten Anträge. Anträge zur Tagesordnung, oder solche, die auf die vorstehend genannten Tagesordnungspunkte Bezug haben, sind bis zum 1. Mai 1914 an die Generalkommission einzusenden. Anträge einzelner Gewerkschaftsmitglieder können nur dann zugelassen werden, wenn sie von einer Zahlstelle oder dem Zentralvorstand der Gewerkschaft unterstützt werden. Die Stuttgarter Generalversammlung unseres Verbandes beschloß, daß als Delegierte zum Gewerkschaftskongreß ein Mitglied des Hauptvorstandes, der Redakteur und je ein Vertreter der Gauen Berlin, München, Hamburg und Leipzig gesandt werden sollen.

Die Herberge des Berliner Gewerkschaftshauses ist durch Zuwendung von privater Seite in die Lage versetzt worden, bis zum 1. Mai d. Js. die für Gewerkschaftsmitglieder reservierten billigen Betten zu 45 und 55 Pfg. mit einer Ermäßigung von 15 Pfg., also für 30 und 40 Pfg. abzugeben.

Bücher und Wodka. Der russische Schriftsteller Alexander Jablonowski bemerkt in einer in Kiew erscheinenden Zeitung, daß die russische Bureaokratie den Branntweinkonsum in jeder Weise fördert, während sie die Verbreitung von Büchern und Zeitungen mit allen erdenklichen Mitteln zu verhindern sucht. »Wenn in Rußland«, schreibt er, »die Bücher auch nur die Hälfte der Rechte, die dem Wodka zuerkannt werden, besäßen, würde für das Reich der glückliche Tag der geistigen Wiedergeburt anbrechen.« Jablonowski berichtet dann, daß jüngst in Petersburg zwei Kommissionen zusammengesetzt seien: die eine sollte sich mit dem Druck und der Herausgabe von Büchern und Zeitungen beschäftigen, während die andere sich mit der Branntweinproduktion und dem Branntweinverkauf zu befassen hatte. Die Diskussionen ergaben, daß das Gesetz für den Branntweinhandel, der ein Staatsmonopol ist, jede erdenkliche Erleichterung bietet, während eine ganze Anzahl von Beschränkungen den Verkauf von Schriftwerken jeder Art, von der Tageszeitung bis zum gewichtigen Geschichtswerk, in kaum glaublicher Weise behindert. Die Preßkommission verbietet den Verkauf von Zeitungen an junge Leute, die noch nicht das 17. Lebensjahr erreicht haben; andererseits werden die Angestellten der staatlichen Branntweinverschleißer immer wieder darauf aufmerksam gemacht, daß sie streng bestraft würden, wenn durch ihre Schuld die Verkaufsstellen sich nicht zu jeder Zeit als reichlich mit Wodka versehen würden ausweisen können: die Administration würde, wenn der durch das Gesetz vorgeschriebene Wodkavorrat nicht vorhanden sein würde, keinerlei Entschuldigung gelten lassen; als Rechtfertigungsgründe würden in solchen Fällen nicht einmal schlechtes Wetter, Überschwemmungen, Erdschütterungen und ähnliche Dinge angesehen werden. Der Branntwein muß dem Publikum immer zur Verfügung stehen. Kurz, man verhindert die Verbreitung der Zeitungen, während man den Wodkaverschleiß obligatorisch macht. Warum, fragt Jablonowski, ist das Destillieren in Rußland viel wichtiger, als das Drucken? Die Frage ist recht delikat, und der Gewährsmann des Kiewer Blattes erklärt, daß er nicht näher auf sie eingehen wolle, um sich nicht den Haß sehr mächtiger Staatsmänner zuzuziehen. Er bemerkt jedoch, daß die Tatsache, daß 19 Mitglieder des Staatsrates Besitzer von Branntweinbrennereien sind, nicht ohne Bedeutung sei; diese 19 Herren liefern der Regierung jedes Jahr mehr als 200000 Hektoliter Alkohol, der dann in den Monopolduden verkauft wird. Und nicht bloß in Rußland gelten die Schaaubrenner als Staatsheilige. Hundert Jahre deutscher Geschichte wissen alle erbaulich Lied davon zu singen.

Der Fingerabdruck als Künstlersignatur. Die Fälschungen auf dem Kunstmarkt werden immer zahlreicher, und immer schwieriger wird es, sich dagegen zu schützen. Für Corots geben sich heute so viele Werke in öffentlichen und privaten Galerien der alten und neuen Welt aus, daß das lange Leben des großen Malers nicht einmal dazu gereicht hätte, sie alle zu signieren, geschweige denn sie zu malen. Um die Künstler in Zukunft gegen diesen Mißbrauch ihres Namens und ihres Rufes zu schützen, ist nun nach Meldungen aus Frankreich ein dortiger Gelehrter auf eine eigenartige Idee gekommen. Sie besteht darin, daß die Künstler ihren Fingerabdruck auf dem Werk anbringen und so eine unverkennbare, nicht zu fälschende Signatur schaffen. Der Gelehrte Professor Borda kam auf diesen Gedanken, als er ein kleines Bild des bekannten Stillenmalers Voion betrachtete. Das Werkchen, das eine Landschaft darstellt, zeigte in der Mitte des leuchtenden Himmels den deutlichen Abdruck eines Daumens: der Maler hatte im Elter des Schaffens seinen Finger als Werkzeug benutzt, um einen besonders effektvollen »Drucker« anzubringen. Wie wäre es nun — so ging die Überlegung des Professors — wenn jeder Meister auf seinen Bildern einen solchen Abdruck seines Daumens anbrächte? Eine Fälschung wäre dann unmöglich. »Ich habe diese Idee«, berichtet der Gelehrte, »Rodin, Bonnat, Harpignies und Allouard

vorgetragen, und sie waren durchaus meiner Ansicht. Um diesem Schutz gegen Fälscherkünste die rechte Wirksamkeit zu verleihen, wäre es nur nötig, daß die Künstler genaue Abdrücke ihrer Finger etwa im Institut der schönen Künste oder im Ministerium niederlegen. Von diesen authentischen Abdrücken würde man Photographien herstellen, die den Bilderkatalogen beizufügen wären und sich im Besitz aller Händler und Sammler befinden müßten. Die Feststellung der Echtheit des betreffenden Kunstwerkes bedürfte dann nur einer kurzen Vergleichung. Bei den Bronzestatuen würde der Bildhauer seinen Fingerabdruck auf dem Sockel anzubringen haben, wobei er seinen Finger mit Goldstaub bestreuen müßte. Dieses »Siegel« wäre dann unzerstörbar. Bei den Marmorstatuen wäre der Finger vor dem Abdruck am besten mit Zinnober zu bestreuen, und bei den Terrakotten wäre der Abdruck in die weiche Masse selbst möglich. Gewiß würden unerschrockene Fälscher versuchen, auch diese Fingerabdrücke auf irgendeinem Wege nachzumachen. Aber das ist gerade das Bedeutsame dieser neuen Methode, daß die Fingerabdrücke unachahmbar sind, weil sie bei jedem einzelnen verschiedenen sind, und zwar sind die Unterschiede so fein, daß der geschickteste und geduldigste Fälscher sie nicht ganz genau wiedergeben könnte.

Die Arbeit als Segensquelle. II.

Wenn es eine Tatsache ist, daß die Arbeit an und für sich einem natürlichen Bedürfnisse der Menschen entgegenkommt, und wenn es nicht minder eine Tatsache ist, daß die moderne Arbeitsweise in der übergroßen Anzahl von Menschen Unlust und Widerwillen erzeugt, so ist dies ein Beweis dafür, daß die Arbeit, so wie sie heute betrieben wird, an Fehlern und Mängeln leidet, die nicht in ihrem Wesen begründet sind und deshalb beseitigt werden können. Die Arbeit selbst kann nicht abgeschafft werden — dieser Gedanke ist eine Utopie — aber sie kann ihres Charakters als Last und Unruhe entkleidet werden, so daß sie wieder zu einer natürlichen Lebensbedingung der Menschen wird. Es kommt ja beim Arbeiten wesentlich darauf an, wie und unter welchen Bedingungen, warum und zu welchem Zwecke gearbeitet wird. Die wirtschaftlichen, sozialen und sozialgeistigen Verhältnisse spielen hierbei eine wichtige, ja ausschlaggebende Rolle. Arbeiten und arbeitslos ist ein Unterschied wie Tag und Nacht, das weiß jedes Kind, und nicht nur die Arbeitsfreudigkeit, sondern auch die Arbeitsleistung ist von verschiedenen Umständen abhängig. Wenn es gelingt, diese Umstände zu verändern, so verändert sich auch der Charakter der Arbeit.

In der Einleitung zu seinem Werke »Das Kapital« hat sich Karl Marx mit dem Problem der Arbeit von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus beschäftigt. Er unterscheidet zwischen konkreter menschlicher Arbeit und abstrakter menschlicher Arbeit. Erstere ist die Veräußerung menschlicher Arbeitskraft in besonderer zweckbestimmter Form und in dieser Eigenschaft als bestimmte nützliche Tätigkeit stellt sie Gebrauchswerte her. So stellt der Schmied durch seine Arbeit Röhre und Hosen her, der Tischler Stühle und Schränke und der Schneider Stiefel und Schuhe. Bei der abstrakten Arbeit sieht man von dieser zweckbestimmten Form der Arbeit ab, man betrachtet die Arbeit lediglich als eine Veräußerung menschlicher Arbeitskraft im natürlichen Sinne und in dieser Eigenschaft erzeugt sie Werte. Abstrakt betrachtet tut der Schmied genau dasselbe wie der Tischler und der Schneider, sie geben Arbeitskraft aus ihrem Körper heraus, sie geben Wertobjekte sind Röhre und Hosen, Stühle und Schränke, Stiefel und Schuhe genau dasselbe, nämlich gewonnene, kristallisierte Arbeitskraft. An und für sich sind also alle Tätigkeiten gleichgerichtet, insofern sie Arbeitskraft verbrauchen und nützliche Dinge herrichten, und in einer auf natürlichen Bedingungen beruhenden Gesellschaft würde es keinen Unterschied machen, ob ein Mensch Zigarren fabriziert oder goldene Uhren, ob er Steine auf einen Bau trägt oder ob er den Entwurf zu dem Bau macht. Denn alles sind nützliche Arbeiten, die einen gewissen Kraftaufwand erfordern. Nur durch die Länge der Zeit, die die Arbeiten währen, und durch die Intensität der Arbeit würden sie verschiedenartig bewertet werden. Je länger und angestrengter ein Mensch arbeitet, desto höherer Wert hat seine Leistung, dieser Satz gilt unter allen Gesellschaftsformen und deshalb wird ein Fischernetz, an dem 50 Stunden lang gearbeitet worden ist, stets höher bewertet werden als eine Angelrute, die in fünf Stunden hergestellt worden ist. Quantitativ sind also alle Arbeiten von Natur aus gleich, sie unterscheiden sich nur quantitativ, das heißt, danach, ob viel oder wenig Arbeit darin steckt.

Wie uns die Geschichte und die Erfahrung lehrt, nimmt die Arbeit unter den verschiedenen Gesellschaftsformen einen durchaus verschiedenen Charakter an. Die Landarbeit, die ein römischer Sklave verrichtete, ist ganz etwas anderes, als wenn ein freier Bauer dieselbe Arbeit verrichtet; die Arbeit eines Lohnarbeiters unterscheidet sich wirtschaftlich und gesellschaftlich von der Arbeit eines selbständigen Handwerksmeisters oder eines Genossen-

schafters, der sich mit mehreren Kollegen zu gemeinsamer Arbeit vereinigt hat. Nicht nur mit Bezug auf das, was sie einbringen, sondern auch in bezug auf soziale Wertschätzung unterscheidet sich die Arbeit eines Unselbständigen von der eines Selbständigen. Dies gibt uns einen Fingerzeig, in welcher Richtung sich die auf eine gerechte Lösung des Arbeitsproblems gerichteten Bemühungen erstrecken müssen. Die Frage, ob die Arbeit zu einer Lust, zu einer Ehre und zu einem Segen für die große Masse der Menschen gemacht werden kann, ist nicht nur eine Frage der Arbeitsweise, sondern auch der Sozialgerechtigkeit und der sozialen Moral.

Zunächst und in allererster Linie spielt hierbei die Berufswahl und die Berufsbildung eine Rolle. Wer nur einem Zwange von außen her folgend einen Beruf ergreift, »der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe«, wie der Dichter sagt, der wird wohl niemals in seinem Berufe eine innere Befriedigung finden. Darum ist die Freiheit der Berufswahl von solch großer Bedeutung. Leider kommt es heutzutage in den meisten Fällen hauptsächlich auf den Geldbeutel der Eltern und die soziale Stellung der Familie an. So mancher arme Junge aus vornehmerm Hause muß studieren und einen höheren Beruf ergreifen, während er zu einem schlichten Berufe Neigung und Talent hat, und so mancher reichbegabte Junge aus armer Familie muß sich einer mechanischen Tätigkeit widmen, während er das Zeug zu einem tüchtigen Geistesarbeiter in sich hat. Beide fühlen sich deshalb in ihrem Berufe zeitweilig unbefriedigt und unglücklich. Eine vernünftige Gesellschaft wird die Berufswahl von wirtschaftlichen und sozialen Einflüssen unabhängig machen und nur die Neigung und Veranlagung wahren lassen. Schon in der Jugend müssen die Menschen zur Arbeit erzogen, es muß ihnen Achtung vor jeder Arbeit beigebracht werden und durch einen zweckmäßigen eingeübten Arbeitsunterricht muß ihnen die Möglichkeit geboten werden, ihren Beruf zu erkennen, damit sie frei wählen können. Da die Möglichkeit einer Selbstäußerung nicht ausgeschlossen ist, selbst wenn auch Eltern, Lehrer und Erzieher zu Rate gezogen worden sind, so muß auch die Möglichkeit eines Berufswechsels gegeben sein. Eine gründliche Ausbildung für den Beruf ist eine Forderung, die eigentlich selbstverständlich ist, weil ein Mensch, der seinen Beruf nicht ordentlich gelernt hat und sich deshalb den Obliegenheiten des Berufes nicht gewachsen fühlt, auf die Dauer unbefriedigt wird und nur mit Widerwillen an seine Arbeit geht. Wie sehr das heutige Wirtschaftsleben in dieser Beziehung noch zu wünschen übrig läßt, ist allgemein bekannt. Die mangelhafte Vorbildung, die in der Gegenwart gang und gäbe ist, ist ein wahrer Krebschaden, weil sie ein Pfluchertum erzeugt, das schlechte Arbeit liefert und deshalb weder Arbeitsstolz noch Arbeitsfreude kennt. Wie ganz anders stand der mittelalterliche Handwerks-geselle da! Er hatte sein Handwerk gründlich erlernt und sich in der Welt umgesehen, und deshalb konnte er auch auf seine Würde als Arbeiter. Heutzutage liegt das Lehrlingswesen sehr im argen, weil der Lehrling meistens nicht als ein Mensch betrachtet wird, der etwas Tüchtiges lernen soll, sondern als Ausbeutungsobjekt und billige Arbeitskraft. Und die Klagen über mangelhafte Vorbildung für den künftigen Beruf werden nicht nur im Handwerk laut, sondern auch in den höheren Kreisen. Daß die Studenten größtenteils wenig lernen und ihre Zeit mit allerlei Nichtigkeiten totschlagen, wird von Kennern behauptet, und daß bei solch mangelhaft vorgebildeten Leuten von einer Arbeitsfreudigkeit — von den Leistungen ganz abgesehen — nicht die Rede sein kann, leuchtet ohne weiteres ein.

Noch einen Punkt müssen wir hierbei erwähnen, weil er zum Thema gehört. Bekanntlich ist es nicht nötig, daß ein Mensch in seinem Berufe völlig aufgeht, und daß er seine Arbeitskraft gänzlich darin erschöpft. Wir haben zahlreiche Beispiele von Menschen, die in ihrem eigentlichen Berufe sehr tüchtig und pflichtgetreu arbeiteten und daneben noch aus Liebhaberei eine Nebenbeschäftigung betreiben. Diese außerberufliche Tätigkeit zum Zwecke der Erholung von trockener Berufsarbeit zieht den Menschen nicht von seiner eigentlichen Tätigkeit ab, sondern sie erhöht seine Berufsfreudigkeit, so daß er mit neuem Eifer an seine Arbeit zurückkehrt. Die Abwechslung in der Beschäftigung ist ein wichtiger Faktor im menschlichen Leben, weil jede Einseitigkeit und jeder Mechanismus — man denke nur an die Bureaokratie, dieses Schreckgespenst der Gegenwart — das Interesse an der Arbeit abtumpft. Der Wechsel zwischen geistiger Tätigkeit und körperlicher Arbeit, wie ihn der Sozialismus beabsichtigt, wird ohne Zweifel dem Arbeiter den bitteren Belgeschmack nehmen, der uns heute den Geschmack daran verdirbt. Die Erziehung zur Arbeit im Bunde mit der Wertschätzung jeder nützlichen Arbeit wird auch hierin Wandel schaffen.

Wie auf allen andern Gebieten die Natur jede Übertreibung und Überspannung verabscheut und mit Strafe belegt, so ist auch ein Übermaß an Arbeit ihr ein Greuel. Mäßiges Arbeiten entspricht der menschlichen Natur. Allzu langes und allzu angestrengtes Arbeiten rächt sich am Menschen dadurch, daß es die Gesundheit schädigt, den Geist abtumpft und die Lust an der Arbeit ertötet. Auf die Dauer kann kein Mensch die Überspannung seiner Arbeitskraft ertragen, ohne sich körperlich und geistig zu Grunde zu richten. Dies ist eine

Tatsache, die sich jedem Beobachter aufdrängt, und das größte Verbrechen, das der Kapitalismus an der Arbeiterklasse begangen hat, besteht darin, daß er die Arbeiter direkt oder indirekt zu einer Übertreibung des Arbeitens zwingt. Hieraus erklärt es sich auch, daß das moderne Proletariat von Beginn der kapitalistischen Produktionsweise an das Übermaß an Arbeit bekämpft hat und daß es sich dabei auf die Unterstützung von Ärzten, Hygienikern und Volkswirtschaftlern berufen konnte.

Zunächst muß die überlange Arbeitszeit beseitigt werden, und zwar wesentlich aus gesundheitlichen Gründen. Ein Arbeitstag von normaler Dauer mit den entsprechenden Ruhepausen zwischen der Arbeit ist eine Forderung, deren Berechtigung von keinem vernünftigen, unparteilichen Menschen bestritten werden kann. Hinzu kommt noch die Forderung eines wöchentlichen Ruhetages von mindestens 36 Stunden und eines jährlichen Erholungsurlaubs. Jeder arbeitende Mensch braucht Zeit zum Ausruhen und Ausspannen, zum Verzehren von frischer Luft und Sonnenschein, ganz abgesehen von der Befriedigung geistiger, sozialer und kultureller Bedürfnisse. Wer eine kurze Arbeitszeit hat, geht mit größerer Frische und Freudigkeit an seine Arbeit heran und hat qualitativ und quantitativ höhere Leistungen aufzuweisen, als wer seine Kraft bis zur völligen Erschöpfung verausgaben muß. Deswegen ist eine Arbeitszeitverkürzung auch vom rein wirtschaftlichen Gesichtspunkt ein Vorteil.

Ebenso verhält es sich mit der intensiven Arbeitsweise. Sie wirkt ebenso schädigend auf den menschlichen Organismus und ruft ebenso Unlust hervor, wie eine überlange Arbeitszeit. Ein normaler Intensitätsgrad der Arbeit hält den Arbeitseifer wach und läßt keinen Widerwillen gegen die Arbeit aufkommen. Dies ist eine Tatsache, die selbst von Arbeitern noch viel zu wenig beachtet wird. Wenn man die Art und Weise betrachtet, wie heutzutage darauflos geschuftet wird, so darf man sich wirklich nicht wundern, daß abgehetzte Arbeiter nichts Ordentliches leisten und keine Lust zur Arbeit haben. Der Rückgang der Leistungen, über den gegenwärtig soviel geklagt wird, hat seine Ursache zum großen Teil in der Hetzarbeit. Die hervorragenden Schöpfungen des Mittelalters in Kunst und Gewerbe erklären sich im wesentlichen aus der kurzen Arbeitszeit und der gemächlichen Arbeitsweise. Wo sich nach Lage der Sache eine intensivere Arbeitsweise nicht völlig vermeiden läßt, muß sie durch eine weitere Verkürzung der Arbeitszeit möglichst ausgeglichen werden.

Nicht minder auch über die äußeren Bedingungen, unter denen eine Arbeit verrichtet wird, auf den arbeitenden Menschen einen unverkennbaren Einfluß aus. In hellen, luftigen, gesunden Räumen arbeitet es sich angenehmer als in elenden Höhlen. Bewegungsfreiheit während des Arbeitens schafft größere Lust, als wenn die Arbeitsstätte ein Zucht-haus ist, in dem der Sklaventreiber mit der Peitsche hinter dem Arbeiter steht. Auch eine anregende Unterhaltung während der Arbeit trägt zur Arbeitsfreudigkeit bei, wie Schiller so schön sagt: »Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort.« Aber davon will das moderne Unternehmertum nichts wissen. Die Arbeit soll heruntergehaspelt werden, als wenn es sich um eine Strafarbeit für nichtnutzige Schulbuben handelte. Wie sehr man die Arbeitsfreudigkeit durch eine kasernenhofmäßige Arbeitsordnung erstickt, kommt den meisten Herren gar nicht zum Bewußtsein. Auch in bezug auf den Arbeitsprozeß muß noch so manches geändert und verbessert werden, ehe die Arbeit zu einer Quelle innerer Befriedigung werden kann.

Die Frage warum und wofür man arbeitet, spielt für unser Thema natürlich eine sehr wichtige Rolle. Jede menschliche Tätigkeit gewährt nur dann eine Befriedigung, wenn sie einen Erfolg zeitigt. Manchmal handelt es sich nicht um einen greifbaren, klingenden Lohn, sondern die Arbeit trägt den Lohn in sich. Wenn eine Mutter für ihre Kinder sich abmüht, so rechnet sie auf keine Bezahlung, wenn eine Braut ihren kranken Geliebten pflegt, so tut sie dies aus Liebe, und wenn ein Mann für seine Überzeugung kämpft, so denkt er nicht an eine materielle Entlohnung. Aber im allgemeinen, und besonders im wirtschaftlichen Leben, dreht es sich doch um die Frage, was die Arbeit einbringt. Selbst bei den Arbeiten, die eigentlich aus Liebe zur Sache geleistet werden sollten, kommt es auch auf das Materielle an. Die Menschen müssen nun einmal leben und deswegen wird Verdienen überall groß geschrieben. Nun hat die Erfahrung gelehrt, daß ein hoher Lohn den Arbeitseifer steigert und das man mit größerer Lust arbeitet, wenn das pekuniäre Interesse angespornt wird. Wer bei der Arbeit seinen eigenen Vorteil findet, der wird ganz anders ans Werk gehen, als ein Mensch, der bei kärglichem Lohn im Dienste eines Ausbeuters frohen muß. Ein Sklave des Altertums konnte beim besten Willen nicht mit Lust und Liebe arbeiten, und woher sollte ein moderner Lohnsklave die Lust zur Arbeit nehmen? Ein ausländischer Lohn ruft auch eine anständige Leistung hervor, und ein Unternehmer, der dem Grundsatze huldigt: Leben und leben lassen! wird sich über seine Arbeiter nicht zu beklagen haben, während ein schmutziger Ausbeuter sich nicht wandern darf, wenn seine Arbeiter mit Unlust ihr Werk verrichten. Ein Bauer, der auf seiner schuldenfreien Scholle sitzt und sein eigener Herr ist, weiß, wofür er arbeitet, er weiß,

daß er für sich und die Seinen den Lebensunterhalt schafft. Mit welcher Inneren Befriedigung macht er seine Arbeit! Und wenn ihm der Schweiß von der heißen Stirn tropft, wenn seine Arme schmerzen und wenn er seine Glieder kaum noch fühlt, seine Augen leuchten und Freude erfüllt seine Brust. Hier stoßen wir auf den Kardinalpunkt des Sozialismus: *es soll eine Gesellschaft geschaffen werden, die keine Ausbeutung des Menschen mehr kennt, in der jeder Mensch die Früchte seiner Arbeit pflückt, in der das persönliche Interesse des einzelnen mit dem Allgemeininteresse zusammenfällt.* Daß in einer solchen Gesellschaft das Arbeiten ganz anders sein wird als heute, kann wohl keinem Zweifel unterliegen.

Mit der Befriedigung des materiellen Interesses muß auch die Befriedigung des idealen Interesses Hand in Hand gehen. Die Arbeit verlangt nicht nur äußeren Lohn, sondern auch Anerkennung und Würdigung. Wo gäbe es wohl einen Menschen, der sich nicht freut, wenn man ihm sagt, daß er ein tüchtiger Arbeiter sei und seine Sache gut gemacht habe? Es trägt nicht zur Erhöhung der Arbeitsfreudigkeit bei, wenn ein Arbeiter kein anerkennendes Wort zu hören bekommt, wenn er im Gegenteil merkt, daß man seine Tätigkeit gering einschätzt und als minderwertig ansieht. Heutzutage ist es Mode geworden, die Handarbeit auf Kosten der Kopfarbeit herabzusetzen, um dadurch die Ansprüche der Arbeiter als unbedeutend hinstellen zu können. Die Scharlmacherkulte, die ihren Arbeitgebern Honig ums Maul schmieren, bezeichnen den Unternehmer als den Kopfarbeiter, der hochqualifizierte Arbeit leistet, während seine Leute als gewöhnliche Handarbeiter nur rein mechanische Tätigkeit ausüben. Das ist natürlich Unsinn und grober Unfug; denn jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß ein tüchtiger Arbeiter nicht nur mit der Hand, sondern auch mit dem Kopfe arbeitet. *Eine hohe soziale Wertschätzung der Arbeit wird auch die Lust und Liebe zur Arbeit steigern.* Jede nutzbringende Tätigkeit im Dienste der Allgemeinheit hat Anspruch auf Anerkennung. Man lese nur Freiligraths Verse: *»Wer den wuchtigen Hammer schwängt, wer im Felde mäht die Ähren, wer las Mark der Erde dringt, Weib und Kinder zu ernähren, wer stroman den Nachen zieht, wer bel Woll und Werg und Flachse hinterm Webstuhl sich müht, daß sein blonder Junge wachse, jedem Ehre, jedem Preis, Ehre jeder Hand voll Schweiß, Ehre jedem Tropfen Schweiß, der in Hütten fällt und Mühlen, Ehre jeder nassen Stirn hinterm Pfluge, doch auch dessen, der mit Schädcl und mit Hirn hungern pflegt, sei nicht vergessen! Ein geradezu großartiger Gedanke, dessen Verwirklichung aber noch im Zukunftschoße ruht.*

Wir kommen zum Schluß und sagen: *Wenn die Arbeit nicht mehr wie ein drückendes Joch auf der Menschheit lastet, sondern eine Lust geworden ist, wenn sie nicht mehr verachtet wird, sondern als höchste Ehre gilt, dann erst wird der alte Fluch von der Menschheit genommen und die Arbeit wird zu einer Quelle reichsten Segens, werden zu einer Quelle innerer Befriedigung und äußeren Erfolges. Wann wana wird diese glückliche Zeit kommen?* *Brutus.*

Heilt den Arbeitslosen!

Daß mit der fortwährenden Entwicklung des Kapitalismus die Verelendung der Massen erfolgt, ist leider eine unbestreitbare Tatsache. Zwar behaupten die sogenannten Staatsstützen, daß gerade durch den Kapitalismus das Volk sich nicht nur wirtschaftlich gehoben hat, sondern daß es auch zum allgemeinen Wohlstand gekommen ist. Nun kommt es ja allerdings darauf an, was man unter dem Begriff »Volk« versteht. Wenn die Kapitalisten sich als Volk betrachten, so sollten sie nicht vergessen, daß sie nur einen geringen Prozentsatz des Volkes bilden und daß die Frage obliebt: was wird mit der überwiegenden Mehrheit des wirklichen und eigentlichen Volkes? Das sind die arbeitenden Massen, das Proletariat, dessen Angehörige ihr Dasein nur in ganz bescheidenen Verhältnissen fristen können. Betrachten wir diese Volksmassen, dann sieht es mit dem wirtschaftlichen Aufschwung und dem Reichtum leider wesentlich anders aus. Es ist sogar schon soweit gekommen, daß infolge der unsinnigen, privatkapitalistischen Wirtschaftsweise ein Prozentsatz der Arbeiterklasse, so zahlreich wie die Gesamtheit der Kapitalisten selbst, gar nicht mehr in der glücklichen Lage ist, auch nur ein bescheidenes Dasein fristen zu können; dieser Teil des Proletariats wird ganz wider seinen Willen durch lange Arbeitslosigkeit dazu verurteilt, voller Verelendung anheimzufallen.

Wie ist es nun aber möglich, daß sich diese große Masse des Proletariats, die doch eine gewisse Macht repräsentiert, so von den Glücksgütern der Welt ausschalten läßt? Das ist lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß der übergroße Teil der Menschheit noch nicht zu der Erkenntnis seiner Lage gekommen ist! Der Indifferentismus, die Denkfaulheit grassieren noch zu sehr im Volk, als daß auf absehbare Zeit an eine großzügige Änderung zu denken wäre. Dennoch aber müssen wir auch heute schon versuchen, dem Kapitalismus möglichst viel von dem abzunehmen, was er heute der großen Masse widerrechtlich vorenthält. Diesem Ziel etwas näher zu kommen sind in erster Linie

die Gewerkschaften berufen, und sie haben ja auch bis heute schon verschiedene Erfolge auf diesem Gebiete zu verzeichnen. Wenn diese Erfolge nicht so vollkommen sind, wie es allseitig gewünscht wird, so liegt dies hauptsächlich an dem erwähnten Indifferentismus der großen Masse. Er ist Schuld daran, daß schon 2½ Millionen deutsche Arbeiter, die sich schon organisiert haben, leider immer noch mehr als 10 Millionen gegenüberstellen, die den Weg zur Organisation noch nicht fanden. Es muß also auf dem Gebiete der Aufklärung noch außerordentlich gewirkt werden, um dem ungleichen Zustand etwas mehr zu begegnen.

Die modernen Gewerkschaften in ursprünglicher Form waren zunächst reine Kampforganisationen, die ihren Mitgliedern nur im Kampfe, d. h. bei Streiks und Maßregelungen, Unterstützungen gewährten. Welt dieses Kampfcharakteridealismus in unverfälschter Form zur Voraussetzung hatte, der aber großen Arbeitermassen leider noch fehlte, ging man allmählich dazu über, Unterstützungsrichtungen zu schaffen, die mit dem eigentlichen Kampfcharakter nur in sehr losem Zusammenhang standen, dafür aber den Vorzug hatten, neue Mitglieder anzuziehen; sie waren also Mittel zum Zweck der Mitgliederwerbung. Natürlich konnte man nun auf diese neu gewonnenen Mitglieder im Sinne der Organisation einwirken und somit den Kampfcharakter vertiefen. Daß man sich mit dieser doch so naheliegenden Entwicklung zunächst nur befriedigen konnte, zeigt uns der Werdegang aller Gewerkschaften. Ja, wir haben heute noch Verbände, die sich dagegen sträuben, Unterstützungsrichtungen zu treffen, von denen sie befürchten, daß sie den eigentlichen Kampfcharakter verflüchten könnten. Nichts destoweniger werden auch diese Gewerkschaften im Laufe der Zeit gezwungen sein, diesen ihren Standpunkt zu revidieren.

Unter allen diesen neuen Unterstützungsrichtungen steht die Arbeitslosenunterstützung an erster Stelle. Sie ist geboren aus der Notwendigkeit, die Mitglieder in der Zeit der Arbeitslosigkeit soweit über Wasser zu halten, daß sie nicht aus Not zu Lohnstrückern werden, was nicht nur für sie selbst, sondern auch für alle in Arbeit stehenden Klassenossen von schwerem Nachteil sein kann. Dieser Unterstützungsweig hat sich bisher gut bewährt. Er hat viel Not und Elend gemindert und dazu geführt, daß umfangreiche Lohnreduzierungen verhindert wurden. Aber gleichvielen anderen auf unserer Welt so ist auch diese Arbeitslosenunterstützung noch unvollkommen; denn sie wird nicht auf die Dauer gewährt, sondern nur auf ganz beschränkte Zeit und auch nur soweit, als man sich als Mitglied die nötigen Anrechte durch Beitragszahlung erworben hat. Bei einem sinngemäßen normalen Arbeitsprozeß kann man ja auch so leidlich mit diesem Unterstützungsweig aus, doch hat man in letzter Zeit eingesehen, daß diese Einrichtung bei den jetzigen sich immer mehr zuspitzenden wirtschaftlichen Verhältnissen sehr unzulänglich ist und daß auf diesem Gebiete etwas weiteres unternommen werden muß, um die Opfer der kapitalistischen Wirtschaftsordnung vor der unversöhnlichen Verelendung zu schützen.

Zunächst erhebt man sich und zwar mit Recht, die Forderung, der Staat habe die Verpflichtung, die Opfer der kapitalistischen Miswirtschaft zu unterstützen. Dieser Staat aber, in dem die wirtschaftlich Starken auch die Herrschaft in der Hand haben, denkt natürlich nicht daran, diesen berechtigten Forderung irgendwie nachzukommen, sondern er versucht, die für ihn so unangenehme Erfüllung der Forderung möglichst weit hinauszuschieben und zu verschleppen. Also auf den Staat ist vorläufig nicht zu rechnen, so lange er nicht durch den steigenden politischen Einfluß der Arbeiterschaft dazu gezwungen wird. Da jedoch bis jetzt in den maßgebenden Parlamenten eine Mehrheit oder auch nur eine wohlwollende Stimmung für die Erfüllung der Forderung noch nicht vorhanden ist, können die arbeitslosen Massen nicht darauf warten, bis ein gründlicher Umbruch eingetreit und sie müssen sich bis auf weiteres nach anderen Hilfsmitteln in der Not umsehen.

Da kämen zunächst die einzelnen Gemeinden in Betracht, die zum mindesten ebenfalls die moralische Verpflichtung haben, ihre Gemeindegewöhnlichen, soweit sie in Not sind, zu unterstützen, so lange auf reichhaltigem Wege eine solche Verpflichtung nicht besteht. Daß hier etwas mehr Einsicht ist, zeigt eine ganze Reihe von Gemeinden, die sich entschlossen haben, jede auf ihre Art, den Arbeitslosen zu helfen. Natürlich darf man nicht erwarten, daß diese Einrichtungen vollkommen sind, da sich ja die betreffenden Gemeindevorstellungen, nur der alleräußersten Not gehorchen, nicht dem eigens Trieb, dazu entschlossen haben, etwas auf diesem Gebiete zu tun. Jedoch ist es immens zu erfreulich, daß manche Gemeinden, wenigstens so viel sozialpolitisches Verständnis aufbrachten, um mit Einrichtungen zum Schutze der Arbeitslosen wenigstens einen Anfang zu machen.

Von diesen vereinzelt wohlthätigen Einrichtungen ist aber natürlich der Übergroße Teil der Arbeitslosen noch vollständig ausgeschlossen, so daß man sich fragen muß, was mit diesem so bedauernswerten Mitmenschen geschehen soll, die gern auf eine Unterstützung verzichten würden, wenn sie nur Gelegenheit hätten, ihre Tätigkeit

für die sie bestimmt sind, auszuüben. Denn vom Standpunkte der Solidarität und Menschlichkeit kann doch unmöglich zugelassen werden, daß diese Reservearmee des Kapitalismus nun buchstäblich verkommen soll, weil sich Staat und Gemeinden zurzeit noch nicht entscheiden können, diese Opfer der kapitalistischen Produktionsweise in ausreichendem Maße zu schützen, wozu sie ganz selbstverständlich verpflichtet wären. Was bleibt also übrig? Das Solidaritätsgefühl der eignen Klassenossen, das sich ja bisher auf verschiedenen anderen Gebieten so gut bewährt hat, muß auch hier einen gangbaren Weg finden! Die Arbeiterschaft muß die Lücke, die im Unterstützungsweien vorhanden ist, auszufüllen versuchen.

Dieser Gedankengang wird vielleicht vielen Gewerkschaftsossen nicht allzu sympathisch sein, und zwar darum nicht, weil sie annehmen, daß ein solcher Unterstützungsweig einen Hemmschuh für weitere wirtschaftliche Kämpfe bilden könnte. Dies trifft auch scheinbar zu, denn eine dauernde Unterstützung kann voraussetzen, daß die arbeitslosen Angehörigen eines bestimmten Berufs später als sonst ihr erlerntes Gewerbe an den Nagel hängen, um sich in einem anderen eine Arbeitsgelegenheit zu suchen. Dadurch wird die Reservearmee von Arbeitslosen in den einzelnen Berufen länger als sonst zusammengehalten. Wenn aber ständig eine größere Reservearmee vorhanden ist, so erschwert das ganz naturgemäß den weiteren Ausbau irgendwelcher Organisationsfähigkeit. An sich wäre es also vorteilhafter, wenn sich die im Berufe überflüssigen Kräfte, möglichst bald eine andere Beschäftigung suchen und gewissermaßen dem Beruf Valet sagen würden. Doch leider sieht es heute in der Praxis so aus, daß es fast keinen Beruf mehr gibt, der nicht in der unliebsamsten Weise überfüllt wäre, von den ungelerten ganz abgesehen, die auch keinen Mangel an Arbeitskräften aufzuweisen haben. Soweit wäre dieser Hinweis auf den Wechsel des Berufes völlig illusorisch, und wenn man durch entsprechende Maßnahmen die überflüssigen Kräfte von sich fernhalten wollte, so handelte man grausam. Wir müssen uns also wohl überbel mit einer solchen unangenehmen Begleiterscheinung im wirtschaftlichen Getriebe abfinden und wir können nur versuchen, auf die Gesetzgebung soweit Einfluß auszuüben, daß die Schäden im gegenwärtigen Wirtschaftslieben möglichst eingeschränkt werden und daß der Staat für die Opfer des herrschenden Systems sorgt. So lange uns das nicht gelungen ist, müssen wir unsere arbeitslosen Klassenossen selbst aus eigener Kraft so gut als möglich schützen.

Die Unterstützungsleistung selbst denke ich mir natürlich nicht so, daß man sich davon auf die faule Bärenhaut legen kann und sich nun bis ans Lebensende ernähren läßt, sondern sie soll nur dem Zweck haben, in ganz außerordentlichen Notfällen Hilfe zu gewähren. Es soll auch nicht wie bei der bisherigen Arbeitslosenunterstützung, ein rechtmäßiger Anspruch gewährt, sondern von Fall zu Fall darüber entschieden werden, inwieweit eine Notlage vorhanden ist, die es nicht mehr gestattet, das bloßen Leben noch zu fristen. Die angeregte Unterstützung soll gewissermaßen der Armenunterstützung, wie sie die Gemeinden geben, ähnlich sein, ohne natürlich in den engherzigen Rahmen einer solchen zu verfallen; ich habe also nur das Prinzip im Auge.

Wo man aber die Mittel hernehmen? Ja, das ist allerdings eine sehr schwierige Frage, denn bekanntlich haben die Organisationen für dergleichen außerordentliche Zwecke keine Gelder flüssig. Es müssen also, wenn es sich schon um die Neueinrichtung eines Unterstützungsweiges handelt, auch neue Einnahmequellen erschlossen werden. Das ist aber ein trübes Kapitel im menschlichen Leben, und gewöhnlich hört dabei die Freundschaft und auch teilweise das Solidaritätsgefühl auf. Doch kann man ohne materielle Einnahmen keine materiellen Zuwendungen machen.

Im gegenwärtigen Moment nun ist ja schlechterdings nicht daran zu denken, diesen jedenfalls nicht von der Hand zu waisenden Gedanken zu verwirklichen und die Ständigkeit der angeregten Einrichtung durchzuführen. Wir werden wohl, soweit es unsere Organisation betrifft, bis zur nächsten Generalversammlung damit warten müssen. Das braucht uns aber heute durchaus nicht davon abzuhalten, trotzdem für eine Hilfeleistung für unsere ausgesteuerten Mitglieder einzutreten, wie es ja in einzelnen Mitgesellschäften schon geschieht, in Gesamtverbänden schon geschehen ist und in anderen Organisationen (z. B. bei den Holzarbeitern) zurzeit unternommen wird; wenn auch nicht als eine ständige Einrichtung, sondern nur vorübergehend. Somit müssen wir vorderhand zunächst denselben Weg einschlagen und die Mittel durch freiwillige Sammlung aufzubringen versuchen. An sich bin ich ja kein großer Freund freiwilliger Sammlungen, jedoch könnte man sich bei der jetzigen Konstellation unserer Organisation damit abfinden und das Ergebnis dürfte auch dem Zweck genügen.

Also, Kollegen Deutschlands, erwägt meinen Vorschlag und zeigt auch hier wieder eure Hilfsbereitschaft, wo es sich um eure arbeitslosen und ausgesteuerten Arbeitsbäuer und Klassenossen handelt! Stimmt meinem Vorschlag zu, damit die Armen nicht in ihrem Elend verkommen.

Arendt, Berlin

Allgemeines.

Teil für die gemeinsamen Interessen aller Sparten des Berufs.

Ausgelernt!

Ausgelernt — ein Zauberwort! Auslernen — der Wunsch vieler tausender Lehrlinge, ganz gleich welchen Berufes. Mit diesem Wort verknüpft sich bei allen diesen jungen Leuten die Erfüllung der Hoffnung, die scheinbaren »Fesseln« der Lehrzeit abzustreifen, um die »goldene Freiheit« der Gehilfen zu genießen. In den meisten Fällen folgt aber schon nach wenigen Wochen die Ernüchterung und der junge Ausgelernte, der sich anfangs mit dem ersten Gehilfenlohn wie ein Krösus vorkam (hatte er doch als Lehrling nie über so »ungeheures« Barmittel zu verfügen), merkt nun zu seinem Leidwesen, daß er unter Umständen in eine viel größere Sklaverei geraten ist, als es die Lehrzeit war, daß er mitunter nicht weiß, was er mit den paar Pfennigen Entlohnung (wenn er überhaupt gleich Arbeitsgelegenheit hat!) zuerst bezahlen soll. Oft werden dann die Gedanken auftauchen, daß die Lehrzeit im Grunde genommen doch sorgenloser war, wenigstens in der Hinsicht, daß für Nahrung, Wohnung, Kleidung usw. die Eltern oder deren Stellvertreter zu sorgen hatten.

Auch in unserm Gewerbe, hauptsächlich bei den Steindruckern und Lithographen, werden unsere ausgelernteten Kollegen mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Dann werden unsere jungen Berufskollegen merken, daß zwar die vielgesprochenen Lehrjahre keine Herrenjahre, aber doch die sorglosen und vielleicht glücklichsten ihres Lebens waren. Auf diese Zeit folgen nun Jahre härtester Arbeit — Fronarbeit für den Kapitalismus — für meist kargen Lohn, der kaum ausreicht, das nackte Leben zu fristen. Glücklich, wer in der Lehrzeit gut gelernt und nach immer weiterer Fortbildung gestrebt hat! Freilich wird die Mehrzahl der jungausgelernten Kollegen erst jetzt merken, daß die eigentliche Lehrzeit erst nach dem Auslernen anfängt, weil eben die Lehrlinge in vielen Fällen von ihren »Lehrherren« nicht, wie es deren Pflicht gewesen wäre, in allen Fächern des Berufes ausgebildet, sondern als Ausbeutungsobjekt betrachtet und nur in einzelnen Teilen des Berufszweiges angeleitet wurden. Dadurch suchten viele Unternehmer mit möglichst wenig Unkosten (wenn man bei einem Lehrgeld überhaupt von Unkosten reden kann) und in möglichst kurzer Zeit an den Lehrlingen zu verdienen, und ihre unersättlich tiefen Taschen noch mehr zu füllen.

Und heute noch bewahrt sich das Sprüchwort: »Wissen ist Macht!« Da heißt es dann also auch als Gehilfe lernen und immer wieder lernen, um zu einer möglichst hohen Vervollkommnung und Leistungsfähigkeit zu gelangen. Da besonders in unserm Berufe jetzt ein neues Verfahren das andere jagt, heißt es: Augen offen, da nur ganz tüchtige und lernbegierige Menschen in der Lage sind, unsern Beruf, wie er heute dasteht, voll und ganz auszufüllen.

Viele unserer neuauslernenden Kollegen gehörten ja schon der Lehrlingsabteilung unseres Verbandes an. Sie wurden in dieser so viel wie möglich nach allen Richtungen hin aufgeklärt und traten daher auch in den meisten Fällen sofort nach dem Auslernen in die Gehilfenorganisation über. Diesen Kollegen rufe ich zu: Vergesst auch als Gehilfen nicht eure Pflicht gegenüber euren Lehrkollegen in der Lehrlingsabteilung! Macht die Lehrlinge in den Geschäften, in welchen ihr tätig seid, fortlaufend auf die Veranstaltungen der Lehrlingsabteilung aufmerksam! Verfallt nicht in die Fehler einiger älterer Kollegen, die Euch in eurer Lehrzeit nichts mitgeteilt und sich nicht um Euch gekümmert haben. Zeigt, daß ihr in der Lehrlingsabteilung etwas gelernt habt, daß die Unkosten, die ihr dem Verbands gemacht habt, nicht umsonst gewesen sind, und daß der Samen, der ausgestreut wurde, nicht auf steinigem

Boden gefallen ist, sondern gute Frucht trägt! Werbt und kämpft für unsern Verband, damit er immer größer und kräftiger werde!

Aber auch Euch, junge Kollegen, die ihr bis jetzt unserer Bewegung fern standet, rufe ich zu: Tretet unserer Organisation bei, laßt es auf einen Versuch ankommen, und ihr werdet bald merken, was ihr für einen festen Rückhalt am Verband habt! Seht Euch eure Unternehmer an; diese haben zwar später, aber dafür viel besser als ein großer Teil der Gehilfen begriffen, wie nötig und wie gut ein Zusammenschluß aller Interessenten ist. Denkt selbst darüber nach, wie schwer es ist, als Einzelner Forderungen irgend welcher Art durchzusetzen oder Angebote von Verschlechterungen abzulehnen und wieviel leichter alles dieses einem großen Gesamtverbande fallen muß.

Aber nicht nur durch den Zusammenhalt wirkt der Verband, sondern auch durch Versammlungen, Vorträge zur Weiterbildung jedes Einzelnen, durch sein gut ausgebautes Unterstützungswesen und viele andere wertvolle Einrichtungen. Jedes Mitglied erhält wöchentlich die »Graphische Presse« und alle 14 Tage als Beilage die »Graphische Rundschau« frei geliefert; die in gewerkschaftlicher, volkswirtschaftlicher und allgemein wissenschaftlicher Hinsicht, sowie in allen fachvererblichen und fachtechnischen Beziehungen Aufklärung und Belehrung und jedem viel Wertvolles und Interessantes bieten. Darum beherzt alle, die ihr jetzt auslernet, aber auch ihr älteren Kollegen, die ihr der Organisation noch fernsteht, die Mahnung: Hinein in den Verband! Besucht fleißig die Versammlungen! Lest fleißig und aufmerksam das Verbandsorgan! Wirkt einig und geschlossen in der Organisation für die Hebung unseres Berufs, für die Erzielung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen! Leben bedeutet heute kämpfen! Mensch sein heißt Kämpfer sein! Unsere Devise sei: **Durch Kampf zum Sieg!**
Ludwig Lutze.

Die Notwendigkeit der Anwendung photomechanischer Verfahren im Flachdruck.

In einem am 26. Februar d. J. abgehaltenen Monatsversammlung der Berliner Lithographen und Steindruckere referierte Herr Th. Kirsten, Hannover über »Die Notwendigkeit der Anwendung photomechanischer Verfahren im Flachdruck«. Seinen langjährigen Erfahrungen auf diesem Gebiete gab der Referent in folgendem Ausdrucks: Die großen Verschiebungen und Bewegungen auf gewerblichen Gebieten konnten auch, namentlich in den letzten Jahrzehnten, nicht spurlos an dem graphischen Gewerbe vorübergehen. Aus den sich täglich schärfer markierenden Anforderungen entwickelte sich ein zwar friedliches, aber doch gewaltiges Ringen der einzelnen Sparten dieses Berufes. Jede Druckart versuchte, einen gewonnenen Vorteil so schnell als möglich auszunutzen, da jede Irrungenschaft unglücklich schnell überholt wurde. In diesem Fahrwasser treiben wir auch heute noch. Höchste Produktivität, größte Schnelligkeit und Billigkeit sind die Insel, der jeder zureicht, und nicht allen gelingt es, sich durch die Brandung der Konkurrenz zu dieser Ruhestätte durchzuringeln. Zur Zeit der reinen Handarbeit war es leichter, im Zeichnen hochentwickelter Technik ist es desto schwerer geworden. Stich und Holzschnitt mühten zuerst ihre Plätze räumen. An ihre Stelle trat die Chemigraphie. Die alte Handradierung wurde durch den heliographischen Tiefdruck ersetzt. Die lange lithographische Farbenskala wird heute durch den objektiven Farbensatz (Dreifarbensystem) in Bedrängnis gebracht und selbst die Hand des Malers findet in der Lumiereautochromplatte und deren photomechanischer Reproduktion einen gefährlichen Konkurrenten. Alle diese photomechanischen Bild-erzeugungen riefen nun wieder die Maschinentechnik auf den Plan und hier entbrannte ein weiterer Kampf um Höchstquantität und Bestqualität im Licht-, Hoch- und Tiefdruck. Der hell aufleuchtende Stern des Lichtdruckes verschleierte bald wieder, trotz dezenter Originalwiedergabe, geringe Produktivität ist sein Grundfehler. Dafür gewann an Ansehen der autotypische Hochdruck in Verbindung mit der Schrift im Buchdruck, und erreichte seinen Höhepunkt mit der Einführung des Drel- und Vierfarbendruckes. Damit eignete sich der Hochdruck aber Gebiete an, die bisher eine Domäne des Steins, also des Flachdruckes waren. Der Reiz des Neuen, genaue Wiedergabe des Originals, große Auflagen und dadurch bedingte Konkurrenzfähigkeit machten ihm die Verdrängung des Steindrucks leicht. Aber auch diesem Hochdruck sind zwei gefährliche Gegner erwachsen, der Rotationshochdruck und der Offsetdruck.

Der erstere in seiner Eigenart hat uns in sehr kurzer Zeit große Überraschungen gebracht und wird uns wohl in Zukunft noch viele bringen. Seine Offensivkraft trifft vorläufig aber nur den Buch- resp. Hochdruck und hier im Besonderen wieder den Schwarz- und Monochromdruck. Für den Mehrfarbendruck bieten sich noch zu große Schwierigkeiten.

Der andere Konkurrent ist der in den Flachdruck neigende Offsetdruck. Auch er ist noch jung, aber äußerst entwicklungsfähig, und er wird zur Wiederbelebung des Flachdruckes Großes mit beitragen. Im Besitze dieses leistungsfähigen Maschinentyps hat der Flachdruck wieder die Möglichkeit, dem Hoch- und Tiefdruck die Spitze zu bieten. Spezielle Vorteile der Offsetpresse zeigen sich besonders in der leichten und schnellen Drucklegung der Platten, ganz gleich ob für Schwarz- oder Mehrfarbendruck, in der Ausnützung größter Formate — bis 165 cm —, im leichten Verdrucken rauher Papiere und der Druckleistung von 2000 und mehr Druck pro Stunde. Auch das stumpfe Ansehen der Drucke, eine größere Haltbarkeit der Druckplatte, die infolge des indirekten Druckes von dem Gummium wenig chemisch ungünstigen Einwirkungen des Papiers in Berührung kommt, sprechen für den Offsetdruck. Die Maschinen sind mit Anlageapparaten versehen und werden heute schon für den Schwarzdruck in Rotation und alle sonst im Buchdruck vorkommende Arbeit gebaut. Sie können Schrift- und Bildruck ausführen oder auch als Illustrationsmaschinen mit Buchdruckrotationspressen verknüpft werden.

So stehen sich z. Z. drei wohl ausgestattete Drucksysteme gegenüber, ein jedes bestrebt, seinen Platz mit aller Kraft zu behaupten und durch seine Leistungen die Welt dauernd in Verwunderung zu halten.

Unsere Betrachtungen sollen nun speziell dem Flachdruck gelten und da fällt mit aller Deutlichkeit auf, daß ihm die allgemeine Anwendung der Photomechanik zum Originalplattenaufbau fehlt, während sie beim Buch- und Tiefdruck ausschließlich zur Grunde liegt. Die Ursache möchte wohl sein, daß man in Lithographie- und Steindruck zu sehr am Althergebrachten hing und den Anfangserfolge des typographischen Dreifarbenbuchdruckes zu wenig Bedeutung beimaß. Dann war es aber wohl am meisten die begreifliche Sorge des Lithographen um seine Handarbeit und der allgemeinen Irrtum, photomechanische Malereien seien im Steindruck nicht druckbar. Den Schaden spürten am deutlichsten die Gehilfen. Die Leistungen gemischter Betriebe konnten sich viel leichter helfen.

Und doch hat es der Flachdruck an der Hand, die Photomechanik nicht nur in breiterer Weise, sondern auch in vielseitigster Art infolge seiner großen Gehaltsmöglichkeit zur Mitarbeit zu zwingen. Es fehlt ihm z. Z. nur an geeigneten Kräften, welche lithographisch und photomechanisch gleich gut ausgebildet sind. Dem heutigen Chemigraphen gehen alle chromolithographischen Fähigkeiten ab, weshalb seine aushelfende Tätigkeit bei photolithographischen Buntarbeiten nicht das sein kann, was man mit »glatt gehen« bezeichnet. Doch brachte er bis heute dem Flachdruck mehr Interesse entgegen, als die vom Fach. Hier werden sogar Stimmen laut, die sich gegen ein Eindringen der Photomechanik wandten: Nur die Qualität kann es machen und darin ist die Chromolithographie den anderen Verfahren über.

Die heutigen Verhältnisse lehren aber etwas anderes. Der Preis ist ausschlaggebend. Eine gute Arbeit wird selbstverständlich verlangt und wer den billigsten Preis wagen kann, ist Sieger. Steht aber in einer solchen Konkurrenz die Handpunktlemanier mit ihrer langen Farbenskala der photomechanischen Punktgebung mit einem objektiven Farbausatz gegenüber, so entscheidet die Wage ohne Frage zu Ungunsten der ersteren. Ganz besonders da, wo es sich um detailreiche und charakteristische Vorlagen handelt. Die in solchen Fällen ohne Konkurrenz dastehenden Leistungen der Photomechanik sind es, die den Künstler und das Publikum von heute so verhöhnt haben.

Es soll nicht geleugnet werden, daß im allgemeinen die photomechanische Mitwirkung an den Flachdruck große Anforderungen stellt. Beim Hoch- und Tiefdruck ist infolge der metallischen, festen und starren Druckträger der Druck rein mechanisch. Dagegen ist und bleibt beim Flachdruck der ganze Prozeß chemisch und physikalisch. Die Mitarbeit des Wassers mit seiner die Punktörperchen unterspülenden Wirkung, die Einwirkungen der Walzen und Zylinder, die Verunreinigungen des Papiers und der Farbe erschweren den Druckprozeß ungemein. Dem Flachdruck ist also bei seinen Bildauflösungen in kleine Punktcomplex eine bestimmte Grenze gesteckt; darüber in der Kleinfeld hinausgehen ist von Übel. Die feinsten Punktauflösungen des Hoch- und Tiefdruckes kommen also für den Flachdruck nicht in Frage und deshalb kann und darf der Flachdruck auch niemals mit der geringen Anzahl von 3-4 Farben rechnen. Ein weiterer wichtiger Faktor ist der Umdruck. Würde durch eine übertrieben feine Technik dem Bilde seine Umdruckfähigkeit genommen, so würde ohne Zweifel die Existenzfähigkeit des Flachdruckes unterbunden sein. In der Kultur seines Umdruckes liegt seine Vielgestaltigkeit und Beweglichkeit, seine Konkurrenzfähigkeit. Tragen wir allen Punkten Rechnung, so bleibt uns trotzdem noch ein großer

Spielraum in der Verwendung der Photomechanik. Die einen guten Um- und Fortdruck in sich schließenden photomechanischen Bildauflösungen garantieren dem Flachdruck eine sichere Ausführung jeder vollfarbigen Arbeit mit einer Sechsfarbenskala, z. B. Gelb, Tiefe, 2 Rot und 2 Blau. In besonderen Fällen dürfte ein Grau oder eine weitere siebente Farbe den höchsten Anforderungen genügen. Die Teilung der Farben in helle und dunkle erleichtert naturgemäß den Auflagedruck und gibt dem Bilde den weichen, reintonigen chromolithographischen Charakter.

In der allgemeinen Photomechanik kommen zwei Kornauflösungen in Frage, die regelmäßige und die unregelmäßige. Erstere bildet die Kreuzrasterlöse, letztere eine dem lithographischen Kreidekorn ähnliche Struktur. Beide Manieren haben ihre guten und wenigsten Eigenschaften. Das regelmäßige Korn zeichnet sich durch seine große Ruhe in allen Tönen und Abstufungen aus. Diese Gleichmäßigkeit bedingt bei verhältnismäßiger Offenheit noch eine sehr gute Wiedergabe einzelner Details. Zu bemängeln ist ein kleines Minus an Tonreichtum und sein etwas starres Aussehen, das aber durch Einschleiben hellerer Farben leicht korrigiert werden kann. Das unregelmäßige Korn zeigt seine guten Eigenschaften nur im Stadium feinsten Korngebens, z. B. im Tief- und Lichtdruck. Die reiche Tonabstufung und genaue Wiedergabe aller Details verliert sich aber mit jedem Grade größerer Tonoffenheit und die Gefahr eines krätzigen, unruhigen Aussehens nimmt zu.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß für den Flachdruck im allgemeinen das regelmäßige Rasterkorn am vorteilhaftesten ist, umso mehr, als sich auch im Rotationsdruck zeigt, daß die Gleichmäßigkeit der Rasterkörner auch eine Gleichmäßigkeit der Feuchtung zuläßt und eine reine, haltbare Druckplatte garantiert. Im Flachdruck lassen sich beide Kornarten sehr gut miteinander kombinieren und nicht die Kornart allein, sondern die Beherrschung des ganzen Verfahrens verbürgt den Erfolg.

Als Grundlage der Photographie gilt das Negativ und seine Übertragung auf die Originalplatte. Die Herstellung gewöhnlicher Halbtonnegative mittels Gelatine-Trockenplatte ist heute Gemeingut geworden. Schwieriger ist eine Rasternegativherstellung, namentlich bei Selbstpräparation der Platte. Hierzu gehört schon längere Übung. Am einfachsten ist das Arbeiten auf der fertigen photomechanischen Trockenplatte. Damit öffnet sich dem Lithographen eine Tür, möglichst schnell in das Gebiet der Photomechanik einzudringen, es kennen zu lernen und das Geeignete seinem Gewerbe zuzuführen. Bei der Negativherstellung kommt es nun vor allem auf den inneren Wert seiner berechneten Anpassung in den Rahmen des angestrebten Ganzen an. Daß hier der Lithograph sein eigenes Feld besser kennen muß und auf diesem besser aufbauen kann als jeder andere, ist naheliegend.

Für die Übertragung der Negative auf Stein oder Zink stehen zwei Wege offen. Der erste ist die indirekte Übertragung mittels Chromgelatinepapiers, das vor dem Gebrauch lichtempfindlich gemacht wird. Zum Kopieren gelangen nur sogenannte Strich- und Rasternegative. Die Kopie wird dann mit einer Spezialfarbe eingewalzt, das freie Chromsalz wieder ausgewaschen und nun mittels Verbandschwamm unter Wasser entwickelt, wobei die belichtete Chromgelatine die aufgewalzte Farbe festhält, während der bildlose Grund die Farbe wieder abläßt. Nach erfolgtem Trocknen wird die Kopie gefeuchtet über den Stein gezogen. Auf diese Weise lassen sich alle Arten Originale dem Flachdruck zuführen, sobald es sich nur um eine photomechanische Platte handelt. Als indirekte Verfahren werden auch bezeichnet: Umdrucke von Lichtdruckplatten und geätzten Rasterklischees, Erzeugnisse der Spitzerteile, des Tiefdruckes usw.

Als zweiter Weg gilt das direkte Kopieren der Negative auf Stein oder Zink. Auf diesem Wege ist die Ausführung jeglicher Arbeit in monoton oder vollfarbig möglich. Je nach Benutzung des lichtempfindlichen Präparates besitzen wir die sogenannten Asphalt- und Chromatverfahren. In der Ausführung gehen beide darauf aus, in der Entwicklung eine möglichst große Korrekturfähigkeit zu erlangen. Das älteste Asphaltverfahren ist die Photochromie. Sie wird von einem gewöhnlichen Halbtonnegativ auf gekörntem und mit Asphalt überzogenem Stein angefertigt. Sowie Farben — sowie Kopien sind vorgesehen. Durch die Belichtung verhärtet sich der Asphalt entsprechend der Negativtransparenz und verliert ebenso unterschiedlich seine Löslichkeit in Terpenin, Benzol usw. Die Richtigstellung der Kopie erfolgt durch Abdecken am Negativ, Unterbrechung der Entwicklung und Gummideckung der fertigen Töne. Diese Prozedur erweist sich aber nicht mehr als zeitgemäß; Redner hat schon vor Jahren empfohlen, 3—4 Negative zu verwenden, welche auf Grund des objektiven Farbausatzes anzufertigen sind. Als eine andere Art wurde die Anwendung von Chromsalzschichten erwähnt. Hierfür eignen sich alle Strich-, Punkt-, Kreuz- und Kornrasternegative. Die Chromatverfahren haben gegenüber denen mittels Asphalt den Vorzug einer bedeutend größeren Schnelligkeit in Entwicklung und Gestaltungsfähigkeit. Unangenehm ist nur, daß die Kornauflösung durch vor-

geschaltete Raster bei der Aufnahme im Negativ zu erfolgen hat. Mängel in der Korrekturfähigkeit und Farbenrichtigkeit sind aber heute beseitigt und es gelingt nach dem Verfahren des Redners leicht, Töne auf den halben Wert zu reduzieren. Man erzielt dieses: 1. wenn man dem Rasternegativ nicht die übliche Schärfe gibt, also sich um den einzelnen Punkt einen Hof bilden läßt; 2. wenn man einen ganz gewöhnlichen weichen Stein benutzt, der mit einer Chromgelatine-Elweißpräparation versehen ist. Dieser eigenartige Grund gibt der Kopie einen elastischen, nachgiebigen Halt und bewirkt, daß ein solcher Stein sich auch sehr gut drücken läßt; 3. wenn man beim Überziehen des Steines mit dem lichtempfindlichen Präparat letzteres sehr schnell durch Licht und Wärme trocknet; 4. durch eine mit besonderen Eigenschaften ausgestattete und vom Redner ausprobierte Farbe, die von Günther und Wagner fabriziert wird.

In der Verwendung solcher Steinautos sind nach keiner Richtung Grenzen gesteckt. Schon die Verwendung einer autotypischen Charakterplatte bringt die Vorteile einer Farbenreduzierung mit gleichzeitiger Lithographie und Druckverbilligung mit sich. Besser ist aber auch hier, sich auf den Boden des Drei- oder Vierfarbensatzes zu stellen und diesen durch direktes Steinkopieren druckfähig zu machen. Dem Lithographen bleibt hierbei noch genügend Arbeit, jedenfalls mehr, als wenn sie ihm ganz von der Konkurrenz entzogen wird; er behauptet ein Feld des Interessanten, nicht so Geist tödend, als täglich Tausend und aber Tausend Punkte zu setzen. Auf diesem Wege stehen dem Flachdruck dann auch alle Vorteile zur Verfügung, die der Farbenbuchdruck erlangte. Redner führt hier an Hand von Mustern einige frappante Beispiele an.

Hat der Flachdruck von dem Tiefdruck wenig zu fürchten, so nimmt dieser doch dem Buchdruck viel von seinem Schwarzdruck fort, so daß sich dieser noch mehr als bisher am Farbendruck schadlos halten muß; und verharret der Flachdruck noch weiter in seiner Untätigkeit der Photomechanik gegenüber, so hat notwendigerweise er die Kosten dafür zu zahlen.

Reicher Beifall der äußerst interessierten Kollegenschaft dankte dem Referenten für seinen klaren und übersichtlichen Vortrag. In der Diskussion schilderte sodann Kollege Schreier die Vorteile des in Amerika geübten Rasterverfahrens auf Zink und seine große Anwendbarkeit für den Rotationsdruck. Auch er belegte seine Ausführungen durch schöne Aufgedruckbogen.

Die Kollegen Czech und Hoffmann nahmen sodann Veranlassung, aufs schärfste die Angriffe zurück zu weisen, die sich das Schutzverbandsorgan in seiner Februar-Nummer den deutschen Kollegen gegenüber erlaubt hatte. Nicht die Gehilfenschaft, sondern gerade der Schutzverband steht den technischen Umwandlungen ziemlich gleichgültig gegenüber. Wir haben von jeher versucht, das Interesse für alle Neuerungen zu wecken, und speziell in unserer Lehrlingsabteilung war es immer unsere Aufgabe, unseren Nachwuchs technisch auf der Höhe zu halten; aber nichts wurde vom Schutzverband wütender bekämpft, als gerade unsere Lehrlingsabteilung. Gleichzeitig konnte Kollege Czech mitteilen, daß sich die Berliner Verwaltungen der Lithographen und Steindrucker zur Zeit damit beschäftigen, eine Fachschule für photolithographische Verfahren ins Leben zu rufen. Die Aussicht besteht, schon in nächster Zeit mit dem Unterricht beginnen zu können.

P. F.

Die oberste Instanz.

X.

Die bisherige Aussprache in der »Graphischen Presse« über »die oberste Instanz« hat uns gezeigt, daß die Anregungen des Kollegen Fr. Schn., Hannover, auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Gleichzeitig erhalten wir dadurch die Bestätigung, daß die Kollegen jederzeit bereit sind, ihre Rechte mit Nachdruck zu verteidigen, wenn von irgend einer Seite Gefahr droht. Trotz dieses günstigen Zeichens müßte aber die Aussprache noch eine Steigerung erfahren, dadurch, daß sich die Kollegen in ihren Ortsversammlungen eingehend mit dieser Frage beschäftigen. Man muß sich bewußt sein, daß einmal verlorene Rechte fast niemals wieder zu erhalten sind. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß es solche wachsame Kollegen gibt, die, wenn die Gefahr einer Rechtebesneidung auftaucht, sofort die Schlußfolgerungen zu ziehen imstande sind und die Masse aufzurütteln vermögen.

Trotzdem Kollege Herm. Müller in seinem Artikel mit Einwürfen, die m. E. nicht stichhaltig sind, gegen Kollegen Schn. vorgeht, steht wohl fest, daß Müller es gern sehen würde, wenn aus unsern Satzungen die Urabstimmung gestrichen würde. Natürlich will Müller nicht die gänzliche Beseitigung der Urabstimmung, sondern nur soweit, als sie als höchste Entscheidung über Generalversammlungsbeschlüsse in Frage kommt. Mit andern Worten: den Mitgliedern soll das Recht genommen werden, Beschlüsse der Generalversammlung abzuändern, wenn die Masse Nachteile für sich befürchtet. Ich möchte auch behaupten: hätte sich der Mannheimer Antrag im Sinne des Hauptvorschlages bewegt, so wäre man niemals zu solchen

Wortspaltereien gekommen. Man hätte vielleicht diesem Antrag das Wort gesprochen, wenn er »oben« genehm war. Wie sehr sich Kollege Müller anstrengen mußte, um die sachlichen Bedenken des Kollegen Schn. zu widerlegen, beweist uns, daß Müller erst über »Amerika durch Wolken« auf demokratischem Gewerkschaftsboden landen konnte.

Wenn wir eine derartige — für die Mitglieder ungemein wichtige — Frage nicht im Sinne des Kollegen Müller erörtert wissen wollen, so haben wir dagegen den schärfsten Einspruch zu erheben!

Daß sich in den führenden Kreisen innerhalb der Gewerkschaft immermehr das Bestreben nach mehr Rechten gegenüber den Mitgliedern zeigt, ist heute eine bekannte Tatsache. Man sucht dieses Bestreben damit zu verteidigen: je größer eine Gewerkschaft wird, um so mehr steigert sich das Verantwortlichkeitsgefühl bei den Führern. Wenn wir auch zugeben, daß unsere Führer unser Bestes wollen, so ist damit noch nicht gesagt, daß sie für die Ausgänge irgend welcher Bewegungen so verantwortlich sind, als die Masse selbst. Nehmen wir an, eine Bewegung würde ungünstig verlaufen, so wird man die Führer als schlechte Berater schelten. Die eigentliche Verantwortung trägt aber die Masse. Diese bekommt es am eigenen Leibe zu spüren in den Betrieben, Fabriken usw. Die Masse kann nicht zu dem Unternehmer sagen: »Ja, wir wollten es nicht, unsere Führer sind verantwortlich!« — Nein! Hier muß jeder die Verantwortung selbst übernehmen!

Sehen wir also, daß die Verantwortlichkeit der Masse groß ist — es könnten noch mehr Beispiele erbracht werden —, so muß man der Masse auch Rechte lassen. Nicht darin kann eine Fortentwicklung der Gewerkschaft erblickt werden, wenn man die Mitglieder möglichst rechtlos macht, sondern darin, daß man ihnen möglichst viel Rechte einräumt. Man kommt um diese Frage auch dadurch nicht herum, wenn man erklärt: Unsere Organisation ist eine Kampforganisation und als solche ist sie verpflichtet, Kampfprobleme geheim zu halten. — Die Wirklichkeit hat uns jedoch gezeigt, daß meistenteils unsere Gegner früher über unsere Kampftaktik Bescheid wissen, als die Verbandsmitglieder. Alles dies sollte uns klar machen, daß wir solche Ausflüchte nicht gebrauchen können, wenn die Mitglieder die Wahrung ihrer Rechte verlangen.

Es muß befremden, daß Kollege Müller die Urabstimmung verwirft, wenn sie sich gegen Generalversammlungsbeschlüsse richtet, sonst aber hält er sie für notwendig. Mit anderen Worten würde das heißen: wenn der Hauptvorstand und Zentralausschuß eine solche ausspricht, ist sie berechtigt; fordern aber die Mitglieder eine Urabstimmung als ein ihnen zustehendes Recht, so ist sie abzulehnen. Diese Annahme wird durch Müllers frühere Äußerung bestätigt, wo er die Beseitigung dieses Mitgliederrechtes forderte. Eine für die Führer lästige Frage soll auf diese Art »gelöst« werden. Große Toren wären die Mitglieder, die sich eine solche Rechtskürzung widerstandslos gefallen ließen. Die Grenzen, die in einer Kampforganisation in Bezug auf Demokratie gezogen werden sollen, dürfen nicht nach unten in die Masse verlegt werden, sondern umgekehrt.

xilef.

Ortsberichte.

Zittau. In unserer letzten Mitgliederversammlung hielt Kollege Leinen, Dresden einen Vortrag über: *Das Taylorsystem und die wirtschaftlichen Kämpfe der Zukunft*. Er schilderte, ausgehend von der primitiven Arbeitsweise unserer Vorfahren, die Entwicklung der Technik und Kultur bis zur heutigen Höhe. Weiter besprach er die Entstehung der Arbeiterorganisationen infolge dieser wirtschaftlichen Umwälzungen. Sie stellten sich die Aufgabe, die Bewertung der Arbeit zu erhöhen und eine Schutzmauer gegen die immer größer werdende Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft zu bilden. Hierauf kam er auf das Taylorsystem zu sprechen und bewies an der Hand von Beispielen, die Taylor selbst in seinem Buche *die wissenschaftlichen Grundsätze der Betriebsführung* niedergeschrieben hat, daß auf Grund dieses Systems durch die Steigerung der physischen Arbeitskraft die Zahl der vorhandenen Arbeitskräfte um fast die Hälfte verringert werden könne. So illeß dem Unternehmer durch dieses System ein wahrer Goldstrom in die Tasche, während auf der anderen Seite immer größere Arbeitermassen arbeitslos werden. An Mustern zeigte der Vortragende, daß dieses System auch in unserem Beruf Eingang gefunden hat. Wenn nun die Gewerkschaften auch in Zukunft ihre wirtschaftlichen Kämpfe erfolgreich führen sollen, so werden sie auf ganz andere Art und Weise als bisher ausgefochten werden müssen. Dazu ist aber vor allem eins notwendig: eine viel größere Schulung und Bildung der Massen. Reicher Beifall lohnte den Redner am Schlusse seines ebenso lehrreichen wie interessanten Vortrages. — Sodann wurde noch Stellung zur Buchgewerbaussstellung in Leipzig genommen. Kollege Leinen empfahl der hiesigen Mitgliedschaft, sich zu geeigneter Zeit mit Dresden in Verbindung zu setzen und sich evtl. den dortigen Kollegen anzuschließen, womit sich auch die Versammlung einverstanden erklärte.

Der Lithograph

Ein vergessenes Verfahren.

Zweck dieser Zeilen ist es, darauf hinzuweisen, daß das in Nr. 11 der »Graphischen Presse« erwähnte *graue Tuscherfahren* der Firma Chr. J. Cato durchaus nicht neu ist; es ist mir bereits seit zirka 20 Jahren bekannt. Ausgeführt wurde dieses Verfahren damals in einer jetzt längst verschwundenen Münchener Firma und zwar ausschließlich für Farbplatten von Plakaten einfacherer Sorte. Die ganze Art des Betriebes, in dem nur minderwertiges Material verwendet wurde, ließ zwar feinere Versuche nicht zu, und schließlich ist denn das Verfahren mit dem Verschwinden der Firma der Vergessenheit anheim gefallen.

Der Erfinder von damals war ein Leipziger Lithograph, und da Herr C. seine Ausbildung teilweise auch in Leipzig gemacht, so dürfte vermutlich bei beiden die Anregung aus gleicher Quelle stammen.

Nach den Ausführungen des Artikels scheint Herr C. sein Hauptaugenmerk auf die Tusche zu richten, während damals gewöhnliche französische Tusche verwendet wurde, und zwar tuschte man auf ähnliche Weise, wie man in den ersten Anfängen des Vierfarbendruckes die einzelnen Farben mit Ausnahme von Schwarz auf den Karton tuschte, weil man ja zu jener Zeit die farbtrennende Wirkung des Filters meines Wissens noch nicht kannte.

Der springende Punkt war damals die geeignete Präparierung des zu verwendenden Papiers, um eine brauchbare Übertragung auf Stein zu ermöglichen, was schließlich auch auf fein gekörnten Steinen gelang. Die auf diesen präparierten, gut satinierten Karton fertiggetuschten Farbplatten wurden auch in diesem Verfahren wie gewöhnliche Autographie auf Stein übertragen. Der fein gekörnte Stein gestattete jede gewünschte Retusche mit Feder und Kreide, was besonders in den Tiefen sehr vorteilhaft war. Denn es war ja auch unvermeidlich, daß die am saftigsten getuschten Stellen durch die auflösende Wirkung des Steinkornes matt werden mußten.

Vor mir liegt der schwarze Abzug einer vom Erfinder in der geschilderten Art hergestellten launigen Skizze nach der Natur. Obwohl die Skizze eigentlich nur eine nebensächlich behandelte Spielerelie ist, zeigt sie doch eine staunenswerte Fülle satter Halböne neben kaum sichtbaren hellen Stellen. Und alles von einer so hervorragenden Feinheit des Kornes, wie es durch manuelle Technik nicht zu erreichen ist. Der Druck zeigt zur Genüge, daß bei entsprechender Ausarbeitung des Verfahrens große Vorteile in Bezug auf Plattensparnis und Originalähnlichkeit zu erreichen sind. Logischerweise müßten ja auch durch diese Pinseltechnik die Effekte des ebenfalls mit Pinsel hergestellten Originals besser zu erreichen sein als durch die zeitraubende Punktiermanier oder die mechanische Zerlegung durch Raster.

Vorbedingung für den Lithographen ist nur rasche, sichere Tonbewertung. Außerdem besitzt das Verfahren noch das Angenehme, daß man nicht umgekehrt zu arbeiten braucht.

Nebenbei sei noch bemerkt, daß auch Versuche auf gekörnten Kupferplatten sich druckfähig erwiesen, was gute Perspektiven für den Druck von Metall, vor allem Zink, zuläßt.

Nach allem kann man sich dem optimistischsten Schlußabschnitt des Artikelschreibers voll und ganz anschließen: daß durch solche Entmenschung der Lithographie vorerrene Arbeitsgebiete zurückeroberet und die vorhandenen erhalten bleiben werden. O. Klug.

Die photomech. Fächer.

Nach der Kampagne.

Über die Vorgänge im Bunde der Chemigraphischen Anstalten sind wir nicht so genau informiert. Aber schon vor den Tarifverhandlungen wußten wir, daß die Unternehmer beabsichtigten, eine Interessengemeinschaft der chemigraphischen Anstalten zu gründen zum Zwecke der Festsetzung von Preisen und Lieferungsbedingungen, der Bekämpfung der Schleiuderkonkurrenz und zur Durchführung von Maßnahmen zur Erzielung angemessener Materiallieferungsbedingungen, nötigenfalls der Schaffung einer Einkaufsstelle. Die Unternehmer wollten also die Durchführung der Preiskonvention selbst übernehmen. Die Ein- und Austrittsbedingungen sind darum äußerst streng. Jedes Mitglied muß sich verpflichten dem Interessenverbande mindestens 3 Jahre anzugehören. Als Eintrittsgeld müssen für jeden Gehilfen 5 Mk., für jede sonst im Betriebe technisch beschäftigte Person 2 Mk. bezahlt werden. Ferner hat jedes Mitglied in Höhe von 100 Mk. für jede bei ihm technisch beschäftigte Person Solawechsel zu hinterlegen. Diese sind in Teilbeträgen, 3 Tage nach Sicht fällig, auszustellen. Sie müssen insgesamt mindestens 500 Mk. betragen und dienen als Sicherheit für die von den Mitgliedern übernommenen Pflichten und die gegen sie verhängten Strafen.

Ist die Sicherheitssumme durch eine abgezogene Strafe gemindert, muß sie innerhalb zweier Wochen bis zur ursprünglichen Höhe ergänzt werden. Im Falle fahrlässiger leichterer Zuwiderhandlungen sind Ordnungsstrafen von 20—200 Mk. festgesetzt. Bei absichtlichen Verstößen können Bußen bis zur vollen Höhe der hinterlegten Sicherheitssumme verhängt werden; im ersten Falle sollen sie den vierten Teil nicht übersteigen. Ob und wie diese Bestimmungen durchführbar sind, braucht nicht unsere Sorge zu sein. Bei der Konventionsschau eines großen Teiles der Inhaber chemigraphischer Anstalten versprechen wir uns nicht viel davon. Jedenfalls glauben die an der Konvention Interessierten den richtigen Weg zu gehen. Da sie nun die Gehilfen zur Durchsetzung ihrer Bestrebungen entbehren zu können meinten, kamen auch sie dazu, den Organisationszwang fallen zu lassen; gleichzeitig aber auch den Versuch zu machen, die »Lohnretreiber« zu unterbinden. Daher die Erhebung ihres Spartenlohntrages zum Kardinalpunkt. An diesem Punkte wollten sie die Verhandlungen scheitern lassen, und auch nach den Verhandlungen ist von berufener Seite erklärt worden, daß die Unternehmer mit dem Zustandekommen einer neuen Tarifvereinbarung nicht gerechnet hätten.

Vielleicht braucht das nicht so heiß gegessen zu werden, wie es gekocht wurde. Doch wir haben in letzter Zeit mehrfach erlebt, daß Unternehmerorganisationen kampfwütig die Gewerbetressen hintenan stellen, um Lohnkämpfen den Stempel des Machtrings aufzudrücken. Schließlich sind ja alle wirtschaftlichen Kämpfe Machtkämpfe. Aber die Bewegungen der letzten Jahre haben doch im besonderen dieses Signum verdient, weil es sich bei den Unternehmern in der Regel am wenigsten darum handelte, die gerade gestellten Forderungen zu bewilligen oder abzulehnen, sondern vielmehr darum, die Gewerkschaften lahmzulegen, damit sie nicht so bald mit neuen Forderungen kommen konnten. Die Unternehmerverbände sind erstarkt und wollen natürlich ernten. Sie haben Sekretäre angestellt, deren Beruf es ist, scharfzumachen, und die sich durch diese Betätigung ihre nicht geringen Gehälter verdienen müssen. Vielfach sind die Drahtzieher in des wirtschaftlichen Kämpfen die den Gewerben vollständig fernstehenden Kommiss der Streikrückversicherungs-gesellschaften und der industriellen Zentralverbände. Nehmen wir nur als Beispiel den Schutzverband der Steindruckereibesitzer. Mit seinem Taschengeld von Verbandsvermögen wäre er gar nicht in der Lage gewesen, einen 17 wöchentlichen Kampf zu führen. Hinter ihm haben aber andere Mächte gestanden; in deren Auftrag und mit deren Geld konnte er nur seine Hartnäckigkeit auf die Spitze treiben. Allerdings war für ihn das Kampfbjekt die Verkürzung der Arbeitszeit für Maschinenarbeiter. Aber gerade weil es im Chemigraphiegewerbe noch nicht angängig ist, die Produktivität der Arbeit mittels Maschinenkraft zu steigern, spielt die Lohnsumme in den Produktionskosten eine umso größere Rolle. Dazu kommt, daß ein Teil der Mitglieder des Bundes der chemigraphischen Anstalten mit dem Gedanken spielt, er könnte sich in einer tariflosen Zeit durch Kampfpreise ein Monopol auf Kilsche-Erzeugung verschaffen. Verschiedene Vorgänge gerade während der zweiten Tarifperiode ließen gleichfalls den Gedanken nicht von der Hand weisen, daß sich eine Reihe größerer und kleinerer Firmen, wenn auch nicht nach einem Kampf, so doch nach der zügellosen Wirtschaft einer tariflosen Zeit sehnten.

Doch wie dem nun sei! Die im September auf der Gehilfenseite Verhandlungen waren der Meinung, daß es kein besseres Mittel gäbe, den Bund fester zusammenzutreiben, als das Scheiternlassen der Verhandlungen an der Lohnfrage. Wäre es dann wirklich noch einmal zu Verhandlungen gekommen, hätten wir es mit einem stärkeren Bund zu tun gehabt. Gebessert waren wir dann nichts. Diese Auffassung ist von allen Seiten leidenschaftlich bekämpft worden. Ob mit Recht oder Unrecht, das läßt sich heute nicht entscheiden. Darüber wird die Zeit Aufschluß geben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich ohne unsere Veranlassung, noch vor Ablauf der Tarifperiode Gelegenheit bietet, die Gegenstände zu erproben.

Als einer der gewichtigsten wird die Stärke unserer Organisation ins Feld geführt. Mit Recht, denn wir können uns auf sie verlassen, und wären auch ohne Tarif Umstände, unsere Lohn- und Arbeitsverhältnisse bis zu einer gewissen Grenze zu verbessern. Wir wollen aber nicht vergessen, daß wir gerade jetzt, und selbst mit dem jetzigen Tarifabschluß, in der Zeit der Koalitionsrechtsetzung, und vor allem in dem Stadium technischer Umwälzungen der Reproduktionstechnik eher etwas zu verlieren, als zu gewinnen haben. Sollte es da wirklich nicht ein Vorteil sein, wenn wir statt aller Positionen, der Arbeitszeit, der Lehrlingeinstellung, der Überstundenfrage, der Arbeitsvermittlung und des vielen gegebenen, nebensächlich erscheinenden, in der Summe aber außerordentlich wichtigen Inhalts des Tarifes, nur unsern Lohn zu verteidigen haben? Das ist allerdings nach den neuen Bestimmungen schwieriger als vordem und erfordert die ganze Energie jedes Einzelnen. In einer tariflosen Zeit hätte die Energie aber auf alle die Positionen mit verteilt werden müssen, die nach wie vor geregelt sind. Bei Verstößen gegen diese Vereinbarungen genügt es, sich zur Herbeiführung tariflicher Zu-

stände an die Tarifinstanzen zu wenden. Sie brauchen nicht erst erkämpft zu werden. Nach wie vor werden sich aber auch die Lohnverhältnisse nach Angebot und Nachfrage richten. Die Entwicklung geht ihren Weg unbehindert vorwärts. Zeitweise scheint es zwar, als ob sie sich aus ihrer Bahn drängen lasse und als ob gewaltsame Eingriffe ihren Gang zu meistern vermöchten. Bald läßt sich jedoch erkennen, daß sie über solche Experimente hinweg gleitet, um den natürlichen Weg fortzusetzen. Das beste Beispiel haben wir am eigenen Leibe in den vergangenen beiden Tarifperioden erlebt. In der Folge werden wir die gleiche Erfahrung machen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß man nun ruhig dabei stehen könne und abwarten müsse, bis die Entwicklung alles so schön von selbst bringt.

Die Tapetenbranche.

Aus den Sektionen.

Coswig i. S. In der am 21. März abgehaltenen Monatsversammlung wurde zunächst das Andenken des verstorbenen Kollegen Fingers durch Erheben von den Plätzen geehrt. Er ist innerhalb eines halben Jahres der dritte Kollege, den die heimtückische Proletarierkrankheit aus unserer Mitte gerissen hat. Da der Verstorbene seit Jahren das Amt des Kassierers bekleidete, wurde an seine Stelle Kollege Karl Steiner, Dresden N, Jordanstraße 231, gewählt, der also von jetzt ab Unterstützungszahler für die Formstecher von Dresden, Radebeul und Coswig ist, während als Auskunfts-erteiler für Formstecher wie bisher Kollege Gähwig, Dresden-Raditz, Kolbeinstr. 13 fungiert. Obwohl die Versammlung zugunsten der Coswiger Kollegen um acht Tage verschoben war, fehlten diese bis auf ein stets anwesendes Mitglied.

Lüneburg. Unsrer gutbesuchte Versammlung vom 7. März beschloß zunächst, keinen Kandidaten zum Gewerkschaftskongreß aufzustellen, sondern bei der Wahl den Kandidaten einer anderen Zahlstelle zu unterstützen. Im Kartellbericht wies der Vorsitzende besonders auf das Gewerkschaftsfest, das im Juli in Form eines Waldfestes gefeiert werden soll, und auf den am 1. April beginnenden Samariterkursus hin, der vom Kartell veranstaltet wird. Da die Barbieri am Ort in einer Lohnbewegung stehen, wurden die Kollegen aufgefordert, sich nur in tariflosen Geschäften bedienen zu lassen. Ferner wurde das Verhalten der Firma Gebr. Ernst kritisiert, die sich schon im November dadurch hervortat, daß sie dem Arbeitgeber unseres Auskunftserteilers mitteilte, letzterer gebe falsche Auskunft. Als der Auskunftserteiler die Firma Ernst deshalb zur Rede stellte, wollte sie überhaupt nichts gesagt haben. Trotzdem hielt sie es dann noch für notwendig, auch dem Prinzipalverbande von der angeblichen falschen Auskunftserteilung Mitteilung zu machen. Dieses Verhalten der Firma ist uns unverständlich, denn einmal sagt sie, sie sehe jetzt, daß die Auskunft doch richtig war, zu gleicher Zeit beschwert sie sich aber bei ihrer Unternehmerorganisation über die »falsche Auskunft«. Bei der letzten tarifgemäßen Lohnzulage konnte man auch beobachten, daß die Firma nicht gerne etwas höhere Löhne zahlt, denn sie konnte sich zur Erfüllung dieser tariflichen Vereinbarung erst entschließen, als die Kollegen mehrfach vorstellig geworden waren. Ihren Ärger hat sie besonders einem älteren Kollegen fühlen lassen, dessen Arbeit bis zum 1. November zu gebrauchen war; dann wurde sie ihr auf einmal zu teuer. Dem Kollegen wurde aber die Sache zu bunt und er sagte dem Kunsttempel Lebewohl.

Unsrer Forderung nach dem Achtstundentag ist im besten Sinne vaterländisch, denn das Volk, das sie zuerst erfüllt, wird das stärkste im friedlichsten, wirtschaftlichen Wettkampfe der Nationen sein, wenn es gilt, Ehre, Recht, Freiheit und das Land zu verteidigen! Robert Seidel.

In unsern Kulturstaaten verteilt sich das Ergebnis der Arbeit fast im umgekehrten Verhältnis zur Arbeit, so daß die größten Anteile am gesellschaftlichen Einkommen denen zufallen, welche überhaupt nie gearbeitet haben, die nächstgrößten denen, deren Arbeit beinahe nur nominell ist, und so weiter herunter, indem die Vergütung in gleichem Verhältnis zusammenschrumpft wie die Arbeit schwerer und unangenehmer wird, bis endlich die ermüdendste und aufreibendste körperliche Arbeit nicht mit Gewöhnlichkeit darauf rechnen kann, selbst nur den notwendigsten Lebensbedarf zu erwerben.

John Stuart Mill.

Infolge der Einführung der achtstündigen Arbeitszeit nahm bei uns die Leistungsfähigkeit der Arbeiter von Tag zu Tag zu. Nach sechs Monaten wurde in 7 1/2 Stunden völlig ausgenutzter Arbeitszeit die gleiche Leistung erzielt, wie früher beim Zehnstundentag. Günstig wirkte die kürzere Arbeitszeit auch auf den Gesundheitszustand der Arbeiter ein. Während die Krankenkasse vordem mit Defizit arbeitete, erzielt sie jetzt Überschüsse. Der Alkoholgenuß ging zurück, die Trunkenheit hörte völlig auf.

Direktion der Akt.-Ges.
für chem. Produkte in Engis i. Belg.

Feuilleton.

Neues Leben.

Nach diesen Tagen ohne Glanz
Nun durch die Welt ein Sehnen zieht
Nach wilder Frühlingsstürme Tanz,
Nach Licht, nach einem Lächeln!
Nach diesen Tagen ohne Laut
Lockt's dich aus engem Helm und Haus.
Es lauscht dein Ohr, dein Auge schaut
Hinaus. —

Welt! ... Welt liegt's um dich ... Werde froh
Weiß Wald und Feld schon ihr Gewand.
Stampf auch der Winter kalt und roh
Noch durchs gefrorene Schollenland.
Schon will die Weide Kätzchen dreh'n,
Die Birke wölkt ein roter Hauch,
Und goldig grüne Wimpel weh'n
Am Haselstrauch.

Und wo das Eis, der Schnee zerrann,
Da lugt's ans Licht wie brauner Samt.
Ein herber Odem weht dich an,
Der alle Sinne dir entflammt.
Die Fernen dämmern blau und schwer
Und sind von einem matten Glanz.
Das Leben rüstet um dich her
Zum Frühlingsanzug.

Es lauscht dein Ohr, dein Auge schaut,
Was unsichtbar rings wirkt und schafft.
Und deine Sehnsucht jubelt laut
Das Lied der Kraft.

Der Kraft, die dir im Blute braust,
Die leuchtend funkelt dir im Blick.
Greif zu und laß mit fester Faust
Dein Glück! —

Ludwig Lessen.

Der fossile Mensch.

Es war im Jahre 1856, als bei Ausschachtung einer im Neandertal zwischen Düsseldorf und Elberfeld gelegenen Höhle eine Anzahl von menschlichen Skeletteilen gefunden wurde, die sich bei späterer genauer Untersuchung als einem Urmenschen zugehörig erwiesen, der in einer der jetzigen Erdperiode vorangehenden Zeit gelebt hat. Daß es sich bei dem Funde tatsächlich um Menschenknochen handelte, konnte sofort unzweifelhaft konstatiert werden. Aber auch die Tatsache, daß es sich wirklich um fossile Funde, d. h. einer der jetzigen Epochen der Erdbildung vorausgegangenen Zeit, handelte, konnte einwandfrei festgestellt werden, denn die Knochen stimmten in allen wesentlichen Beziehungen mit den fossilen Knochen vorweltlicher Tiere überein, wie man sie bis dahin unter ganz ähnlichen Umständen in anderen Höhlen desselben Kalksteingebirges wiederholt gefunden hatte. Was nun aber besonders auffällig an diesen fossilen Menschengebeinen erschien, war die plumpe und massive Form der Knochen und eine in mancherlei Bildungen von der Schädelkapsel der heutigen Menschen sich unterscheidende Gestalt des Schädeldachs, das eine auffallende Affenähnlichkeit verriet. Dies Schädeldach besaß nämlich Augenbrauenknochenwülste, die stark erinnern an die gleichen Bildungen bei älteren Menschenaffen, die Stirn war niedrig und flach, näherte sich also der Stirnform der Menschenaffen, und die Hirnhöhle war um rund 300 Kubikzentimeter kleiner als die beim heutigen Europäer ist. Sie war also noch kleiner als beim heutigen Australneger, und wir dürfen daraus wohl schließen, daß auch die geistigen Fähigkeiten des Neandertalmenschen noch geringer entwickelt waren als beim Australer, der niedrigstehenden aller heutigen Menschenrassen. Aus diesen und noch einigen

anderen Eigentümlichkeiten, wie z. B. dem schrägen Hinterhaupt und der langen geraden Schuppennaht dieses Urmenschen Schädel, glaubte Professor Schaafhausen, der der erste Gelehrte war, der diesen Schädel genau untersucht hat, den Schluß ziehen zu dürfen, daß dieser Neandertalmensch deshalb soich auffallende Affenähnlichkeit an seinem Schädel aufweise, weil er eben eine menschenaffenähnliche Gestalt besessen habe, und diese selbst wieder sei zu deuten als eine Erbschaft, eine Erinnerung aus affenähnlichen Tierurahrenzeiten der Menschheit. Aber nur wenige Gelehrte schlossen sich diesen Anschauungen an, nur wenige außer Schaafhausen erkannten sofort die hohe Bedeutung dieses Fundes für die Entwicklungsgeschichte des Menschen. Die große Mehrzahl der damaligen Anthropologen stand diesem Deutungsversuch äußerst skeptisch gegenüber und mehrere Forscher versuchten, die auffallende Affenähnlichkeit des Neandertalers anders zu erklären. So lehrte z. B. Virchow, daß es sich bei dem stark entwickelten Augenbrauenhöckern, der niedrigen, sogenannten »fliehenden« Stirn und den anderen Affenähnlichkeiten dieses Schädel lediglich um individuell erworbene krankhafte Bildungen handele. Eine in der Jugend durchgemachte Knochen-erweiterung, ein später im Kriege auf die Stirn erhaltener Axillenhieb und Gichtbrüchigkeit im Greisenalter sollen dem Schädel seine eigenartige Gestalt verliehen haben.

Da fanden im Jahre 1887 zwei belgische Gelehrte in einer Grotte bei Spy unweit Namur in Belgien Reste von zwei Urmenschen, darunter einen Unterkiefer und zwei Schädeldecken, die dem Neandertalschädel außerordentlich glichen, d. h. dieselben Augenbrauenknochenwülste, dieselbe flache und niedrige Stirn und auch die übrigen von der heutigen Menschenschädelform abweichenden Merkmale besaßen. Der Unterkiefer war stark prognath, d. h. die Zahnreihe war weit nach vorn gerichtet, so daß die Mundpartie ein gewisses Schnauzenähnlichkeit erhielt. Dem Unterkiefer fehlte außerdem, wie das auch bei den heutigen Menschenaffen der Fall ist, die Kinnbildung. Also auch an den Schädelknochen dieser Urmenschen prägte sich eine gewisse Affenähnlichkeit aus.

In der gleichen Schicht nun, in der diese Knochen lagen, fanden sich auch zahlreiche Knochen vom Mammuth, wöhlartigen Nashorn, Auerochs, Wildpferd und anderen charakteristischen Tieren des ältesten Diluviums, dazu noch einige ganz roh bearbeitete primitive Steinwerkzeuge. Durch diese Funde ist nun eine ziemlich genaue Altersbestimmung des Spyschädels möglich. Sie gehören in die erste Nacheiszeitperiode, das sogenannte ältere Diluvium, das um mindestens 30000 Jahre hinter unserer Zeit zurückliegt. Da nun der Neandertalschädel und Spyschädel in ihren wesentlichen Merkmalen auffällig übereinstimmen, dürfen wir wohl annehmen, daß auch der Neandertalmensch zu gleicher Zeit wie die Spymenschen gelebt, der gleichen Rasse angehört habe.

Ein dritter Fund von altdiluvialen Menschenresten, die ebenfalls der sogenannten Neandertal-rasse angehören, wurde im Jahre 1901 durch Professor Kramberger bei Ausgrabungen gemacht, die in einer bei Krapina in Kroatien gelegenen Höhle vorgenommen wurden. Von rund 300 Urmenschen sind hier Skelette gefunden worden und bei allen älteren Individuen fand man die Augenbrauenknochenwülste, die niedrige »fliehende« Stirn und andere Affenähnlichkeiten, wie sie vom Neandertaler und den Spymenschen her schon bekannt waren, nur bei den Schädeln von sehr jugendlichen Individuen waren die Augenbrauenwülste erst schwach entwickelt.

Eine noch ausgeprägtere Affenähnlichkeit als die der Funde aus dem Neandertal, aus Spy und Krapina aufweisen, konnte an menschenähnlichen Ske-

letresten festgestellt werden, die im Jahre 1891 von Dr. Du Bois bei in Triall auf Java unternommenen Ausgrabungen gefunden wurden. Sie bestanden aus einem Schädeldach, einem Ober-schenkelknochen und einem Backenzahn. Man nahm bis vor kurzem allgemein an, daß diese Knochen einem Affenmenschen, d. h. einem Mittelglied zwischen Affe und Mensch, zugehörig haben, einem Wesen also, das auf jeden Fall der Vorfahrenreihe des heutigen Menschen verwandtschaftlich sehr nahe stand, ja einige Forscher, wie Häckel und andere, glaubten sogar, daß die Entwicklung zum Menschen vom Affen her durch diese Form hindurchgeführt habe. Neuerdings neigt man aber mehr zu der Ansicht, daß dieser Affenmenschen kein Ahne des heutigen Menschen war, sondern einem ohne Weiterentwicklung gebliebenen Seitenzweige des Affenmenschenentypus zuzurechnen sei, denn man fand bei neuerdings an gleicher Stelle veranfaßte Aus-grabungen Spuren einer primitiven Urmenschen-kultur, die unstreitig von einer anderen Rasse herühren. (Schluß folgt.)

Vom Büchertisch.

Lichtstrahlen. Monatliches Bildungsorgan für denkende Arbeiter. Herausgegeben von Julian Borchardt. 1. Jahrgang, Nr. 7; März 1914. Verlag der Lichtstrahlen, Berlin-Lichterfelde 3, Hedwigstr. 1. Preis pro Heft 10 Pf.

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. X. Jahrgang, Heft 3. (März 1914) Herausgegeben vom Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Francksche Verlagshandlung, Stuttgart.) Jährlich 12 Hefte mit 5 Buchbellen. Preis 4,80 Mk.

Demokratie und Militarismus. Betrachtungen und Voraussetzungen schweizerischer Militärpolitik. Von Max Gerber. Verlag der Buchhandlung des Schweizerischen Grütlivereins, Zürich. 95 Seiten 8°. Preis 80 Pf.

Das Schriftchen zerfällt in folgende Abschnitte: Militär und Schutz unserer Unabhängigkeit; Antimilitarismus und Militärbegeisterung; Demokratie und Heerwesen; Geschichtsauffassung des Militarismus. Die Schrift verdient trotz ihres schweizerischen Charakters auch in Deutschland, dem Lande der unbegrenzten militärischen Möglichkeiten, eine große Leserschaft.

Soziale Gedichte. Materialsammlung für Schluß- feste Heimatlischer Arbeiterkurse, zusammengestellt und eingeleitet von Werner E. Thormann. (Studenten-Bibliothek, 16. und 17. Heft.) Volkervereinsverlag G. m. b. H., M.-Glöadbad, 144 Seiten 16°. Preis 80 Pf.

Am Schluß des dem Rezensionsexemplar des Büchleins beigelegten Waschzettels sagt der Verlag: »Der ungeheure Kreis (der sozialen Dichtung) ist in der Thormannschen Sammlung in wenigen, weit-ausgreifenden Schritten ausgemessen. Darum ersetzt das schlanke Bändchen dem, der nach dem dichterischen Ausdruck der sozialen Idee verlangt, die älteren breitangelegten Sammlungen; für den Neuling ist dieses konzentrierte Bild sogar vorzuziehen.« Es mag sein, daß eine kleine Auswahl sozialer Gedichte zusammengestellt werden kann, die diesen Anforderungen gerecht wird; aber für die Thormannsche Sammlung treffen diese Sätze unter keinen Umständen zu. Die bedeutendsten modernen sozialen Dichter wie Dehmel, Henckel und andere überragende Gestalten der sozialen Idee sind der Sammlung geflissentlich ferngehalten. Ein guter Teil des Buches trägt eher zur Verwässerung als zur Erweckung des sozialen Gedankens bei. Die Sammlung kann auch nicht annähernd mit »ältern breit-angelegten Sammlungen«, am wenigsten mit der großzügiger Anthologie »Von unten auf« von Franz Diederich — den Thormann in seiner Einführung konsequent Benno Diederich nennt; ein Beweis, daß er dessen gewaltige Sammlung gar nicht kennt — in Parallele gestellt werden.

Chiffre-Inserate

finden im Arbeitsmarkt keine Aufnahme. Die Expedition.

Stellenangebote

Wir suchen zum baldigen Antritt einige tüchtige

Auto-Atzer.

Es wollen sich bitte nur solche Kräfte melden, die den Beweis ihrer Tätigkeit nachweisen können und auf eine dauernde Stellung reflektieren. Chemigraph. Kunstmetall A. Hiekel, Leipzig-S., Wurzenstraße 105, H.

1 guter Stecher

findet durch den Nachweis sof. Stellung. C. Bachmann, Hannover. (120)

Verschiedenes

Graphische Fachklassen

Buchdruck, Satz, Lithographie, Stein-druck, Photomechanische Verfahren, Entwurf und Werkstatt-Ausbildung. Prospekt frei: Hennigerwerbschule Barmen

„Radium-Reiber“

Deutsches Reichspatent No. 269755 zum Wiederherstellen von Lithographien und Umdrucken, gleichwie auf welche Art dieselben gelitten. Steht hell ein überstreichen m. d. „Radium-Reiber“, welcher für ca. 200 Fälle genügt. Essigsäuren, Nachmachen usw. fällt gänzlich weg. Preis per Stück 15,- Mk. Farblos

„Radium-Pasta“

der Farbe zugesetzt, verhindert das Reißen bei Merkanil, Zeichen, Raster-, Schriftplatten usw.

F. Hantke, Hamburg 22, Vogelweide 5.

Original grau feucht und „Cosmos“ feucht-Ludra

48x64 cm, pro 100 Bg. Mk. 8,- u. 8,50. Fachmännisch gepflegt ist das beste Umdruckpapier. Goldglanz gibt der Bronze festen Halt und tadelloser Glanz auf dem edelsten Papier p. kg Mk. 5,-. Bestes Tuschmittel für Zink „Radikal“ p. kg Mk. 3,50. Trockenmittel usw. (180) H. M. Köhler, Leipzig-Schönfeld.

Fachliteratur.

Der praktische Umdrucker. Von Bernh. Enders, umfaßt das Gesamtgebiet des Umdr. Preislnkl. Porto 85 Pf

Der Aluminiumdruck (Algraphie). Von K. Wolland. Preislnkl. Porto 85 Pf. Zu beziehen durch:

Conrad Müller, Schaubitz

Verbandsnachrichten

Unsere lieben u. treuen Kollegen, Herr

Hermann Schmidt

zu seinem 50-jährigen-Drucker-jubiläum die herzlichsten Glückwünsche. Die Kollegen der Firma Stein-u. Keramische Buntdruckerei Leipzig.

Der Kollege

Richard Berner,

Strich- und Autoätzer, wird ersucht, seine Adresse an Ch. Gaupp, Stuttgart, Böhmstraße 70 einzutenden

Achtung!

Arbeitsnachweis Stuttgart, Kreis IV der Tarifgemeinschaft der Chemigraphen u. Kupferdrucker.

Zur gefälligen Kenntnis, daß der Arbeitsnachweis ab 1. April 1914 prinzipalbeiligt von Herrn Aug. Schuler, gehilfsseitig von Herrn R. Mauch gemeinsam verwaltet wird.

Die postallah eingetragene Adresse lautet: Arbeitsnachweis für Chemigraphen und Kupferdrucker, Stuttgart, Mozartstraße 51.

Achtung! Posen.

Auskunftsreteller: Heinrich Arning, Steindruck, Ziegelstr. 47 S., vom 1. April ab Eisstraße 1 pt. Kassierer u. Unterstüßungsauszahler: Willy Grünig, Steindruck, Annenstraße 4pt. Auszahlung abends 1/6-7 und Sonntags von 9-12 Uhr.

Rudolstadt i. Thür.

Auskunftsreteller ist jetzt J. Meier-Durst, Saalfeld (Saale); Knochr. 65, am Köditzbrunnen. Kassierer u. Unterstüßungsauszahler: J. Schmidt, Saalfeld (Saale), Breitenstr. 42r (nur abends von 6 Uhr ab.)